Lesebuch

Deutsches Lesebuch

für die

Latein- und Realschulen

Württembergs.

Erster Band.

Fünfte, veränderte Ausgabe.

Stuttgart.
Druck und Verlag von H. Zeller, vorm. E. Rupfer.
1896.

Preis am Verlagsort ungebunden . . . . — M. 58 ₰.
" " " gebunden . . . . . — M. 80 ₰.

1. Grüße.

Von K. Enslin.

Guten Morgen! Guten Tag!
Jeder neue Glockenschlag
Mahne dich zur Thätigkeit
Und zum Guten allezeit!
Dann wird Gott, der ewig Gute,
Stärken dich mit frohem Mute;
Und du hast dann, was auch kommen mag,
Guten Morgen, guten Tag.

Guten Abend! Gute Nacht!
Hast du Gutes heut vollbracht,
Hast du treu benutzt die Zeit,
Rüstig stets in Thätigkeit,
Wird der liebe Gott dir schicken
Ruhe, um dich zu erquicken,
Wird dir geben, Er, der dich bewacht,
Guten Abend, gute Nacht.

2. Morgenlied.

Von E. M. Arndt.

Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah.

Die frommen Nachtigallen,
Sie singen laut in Freudenklang;
Die Lerchen, hoch vor allen,
Zum Himmel tragen ihren Sang.

Der Kuckuck auf den Zweigen
Und auch der Zeisig klein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
Will keiner der letzte sein.

3. Sonnenschein.

Von K. Enslin.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Leuchtest in die Welt hinein,
Machst so hell, so warm und schön
In den Thälern, auf den Höhn,
Die du alle überstrahlst
Und so hold und lieblich malst.

Sonnenschein,
Klar und rein,
Kehre auch ins Herz mir ein!
Wenn ich habe heitern Sinn,
Wenn ich gut und freundlich bin,
Dann ist's in dem Herzen mein
Wunderbarer Sonnenschein.

4. Der Blinde und der Lahme.

Von Gellert.

Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir, spricht der Lahme, beizustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheint's, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen,
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

5. Der gute Kamerad.

Von Uhland.

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen.
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir;

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
„Kann dir die Hand nicht geben;
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

6. Das Johanniswürmchen.

Von Pfeffel.

Ein Johanniswürmchen saß
Seines Demantscheins
Unbewußt im weichen Gras
Eines Eichenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungetüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach! was hab ich dir gethan?"
Rief der Wurm ihr zu.
„Ei! fuhr ihn das Untier an,
Warum glänzest du?"

7. Frühlingsbotschaft.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald.
  Lasset uns singen,
  Tanzen und springen!
Frühling, Frühling wird es nun bald.

Kuckuck, Kuckuck läßt nicht sein Schrei'n:
  Komm in die Felder,
  Wiesen und Wälder!
Frühling, Frühling, stelle dich ein!

Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
  Was du gesungen,
  Ist dir gelungen:
Winter, Winter räumet das Feld.

8. Eichhörnchen.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Heisa, wer tanzt mit mir?
Lustig und munter!
Kopfüber, kopfunter
Mit Manier!
Immerfort
Von Ort zu Ort,
Jetzo hier,
Jetzo dort! Hopp!
Ohne Ruh', ohne Rast,
Vom Zweig auf den Ast,
Vom Ast auf den Wipfel hoch in die Luft,
Im Blättersäusel und Blütenduft!
Immerzu
Ohne Rast, ohne Ruh'!
Heut ist Kirms und heut ist Ball!
Spielet, Drossel, Nachtigall,
Stieglitz, Amsel, Fink und Specht,
Pfeift und geigt und macht es recht!
Ich bin ein Mann,
Der tanzen kann.

Hänschen Eichhorn heiß' ich,
Was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger in Wald hinein,
Will mir kein Vogel singen;
Hänschen schlüpft hinein zum Haus,
Hänschen schaut zum Haus heraus,
Hänschen lacht den Jäger aus.

9. Der Schütz.

Von Schiller.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

10. Alpenhirt und Alpenjäger.

Von Schiller.

Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und, unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

11. Abendlied.

Von Fr. Ad. Krummacher.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise.
Sie zeuget still und leise.
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist am Abend wohl zu Mut.

Sie läuft den Weg behende
Vom Anfang bis zum Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen;
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn
Und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter;
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum wallet frohen Mutes
Wie sie und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euern Lauf
Und steht frohlockend wieder auf.

12. Die zwei Hunde.

Von Pfeffel.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache stehn,
Den Schubkarrn ziehn, ins Wasser gehn,
Und alles dieses aus dem Grunde.
Der schlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unsers Hunds gewesen,
Und dieser lernte so geschwind,
Als mancher Knabe kaum das Lesen.
Einst fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter sein,
Den alten Hund gelehrt zu machen.
Herr Schnurr war sonst ein gutes Vieh;
Doch seine Herrschaft zog ihn nie
Zu solchen hochstudierten Sachen;
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und stellt ihn aufrecht an die Wand.
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf seine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Professor Fritz,
Auch der erschöpfet seinen Witz;
Umsonst, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
Villeicht, sprach Fritze, hilft der Stock.
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er steifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.

„Was wollt ihr? spricht der arme Tropf,
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doktor schlagen.
Geht, werdet durch mein Beispiel klug,
Ihr Kinder, lernet jetzt genug!
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen."

13. Frühlingsmorgen.

Von K. Enslin.

Die Glockenblumen läuten.
Was hat das zu bedeuten?
O komm heraus ins Feld!
Hörst du die Vöglein singen?
O wunderlieblich Klingen,
Anbetung ihm zu bringen,
Dem Herrn der schönen Welt!

Ihr Blumenglocken, klinget!
Ihr frommen Sänger, singet!
Ich knie' und bete hier.
O Gott, den ich nicht sehe,
Ich fühle deine Nähe.
Du weißt, um was ich flehe:
Ein reines Herz gieb mir!

14. Der weiße Hirsch.

Von Uhland.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum;
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste.

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!"

Der zweite.

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff, paff!"

Der dritte.

„Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"

So lagen sie da und sprachen die drei
Da rannte der weiße Hirsch vorbei,

Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.

Husch, husch, piff, paff, trara!

15. Der Kuckuck und die Lerche.

Von Hagedorn.

Den Kuckuck fragt die Lerche:
„Wie kommt es, sage mir,
Daß die gereisten Störche
Nicht klüger sind als wir?"

„Sie sollen uns beweisen,
Erwidert er und lacht,
Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht."

16. Einkehr.

Von Uhland.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Äste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

17. Der Tanzbär.

Von Gellert.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wie ein Bär den andern sah,
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir?"
Man zwang den Petz davon zu laufen.

18. Weißdornbüschlein.

Von J. G. Fischer.

Helles Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Sommerlüfte und Sonnenschein
Mögen dich treulich hüten!

Wie so stille in deinem Schoß
Zwischen der Dornen Spitzen
Neugeboren im weichen Moos
Schlafende Vöglein sitzen!

Nacktes Häuflein in Schlummer und Traum,
Leben, so zärtlich gewoben,
Hüpfender Atem, keimender Flaum,
Köpfchen so bittend gehoben!

Öffnet euch leise und duftet lind,
Wonneheimliche Zweige,
Daß mit klopfendem Herz mein Kind
Wundernd hinab sich neige!

Dann ums Büschlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Lagert euch, Lüfte und Sonnenschein,
Treu es zu schützen, zu hüten!

19. Der Bauer und sein Sohn.

Von Gellert.

Ein guter, dummer Bauernknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe
Recht dreist zu lügen wieder kam,
Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
„Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,

Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag ich's Euch und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der — ja, ich bin nicht ehrenwert,
Wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd."
„Das, sprach der Vater, nimmt mich wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir zum Exempel gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn
(Wir müssen selbst darüber gehn),
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt und bricht sogleich das Bein."
Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen.
„Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß, sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß als mancher Ochse war."
Sie gingen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein!
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
„Ja, Vater, fing er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
So war er doch viel größer als ein Kalb."
Die Brücke kommt. Fritz, Fritz! wie wird dir's gehen?
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
„Ach Vater, spricht er, seid kein Kind
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß wie alle Hunde sind."

20. Abendlied.

Von Karl Claudius (Ehrenberg).

Komm, stiller Abend, nieder
Auf unsre kleine Flur!
Dir tönen unsre Lieder;
Wie schön bist du, Natur!

Schon steigt die Abendröte
Herab ins kühle Thal;
Bald glänzt in sanfter Röte
Der Sonne letzter Strahl.

Allüberall herrscht Schweigen;
Nur steigt aus unserm Chor
Hier unter grünen Zweigen
Ein Danklied noch empor.

Komm oft noch, Abend, wieder
Auf unsre kleine Flur!
Dir danken unsre Lieder,
Dir, Vater der Natur!

21. Des Knaben Berglied.

Von Uhland.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge.

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge.

Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied;
Ich bin der Knab' vom Berge.

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge.

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied;
Ich bin der Knab' vom Berge!

22. Der kleine Hydriot.

Von Wilhelm Müller.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut:
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.

Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zehn,
Mir war's, als thät' sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und deuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

23. Der Esel und der Hase.

Von Zachariä.

Es wollten vor uralten Zeiten
Die Tiere mit den Vögeln streiten.
Sie musterten ihr Kriegesheer,
Ein alter und erfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug General.
Als dieser in der Krieger Zahl
Den Hasen und den Esel sah,
Sprach er zum Löwen: „Diese da
Mag ich in der Armee nicht wissen;
Wir können sie gar wohl vermissen!
Sie würden uns doch nur entehren;
Drum laßt sie sich zum Teufel scheren!"
Der Tiere weiser König sprach:
„Herr General, etwas gemach!
So sehr sie Ihren Zorn erhitzen,
So sehr kann ich sie beide nützen.
Wir brauchen zum Kurier den Hasen;
Der Esel soll zum Treffen blasen,
Den Feind mit seiner Stimm' erschrecken
Und unsern Kriegern Mut erwecken."

Laß den Geringen auch nicht müßig;
Im Staat ist niemand überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur.
Gebt ihm die rechte Stelle nur!

24. Der Bettelmann und der Tod.

Von Drollinger.

Ein Bettelmann warf seine Krücke
Voll Unmuts in den tiefen Rhein
Und sprach, erzürnt auf sein Geschicke:
„O Tod, verkürze meine Pein!“

Der Tod erschien ihm aus Erbarmen.
„Ei, sprach der Bettler, bist du hier?
Mein Trost und Stab entfiel mir Armen;
Ach! schwimm ihm nach und hol ihn mir!“

25. Der Kirschbaum.

Nach Hebel.

Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh, deck dem Würmlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

Und's Würmlein, aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs so gut!
Man kommt schier nimmer wieder fort!“

Und aber sprach der liebe Gott:
„Deck jetzt dem Bienlein seinen Tisch!“
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
Viel tausend Blüten, weiß und frisch.

Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein;
Sie haben kostbar Porzellan;

Wie sauber sehn die Tassen aus!"
So steckt's sein Züngelein hinein
Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß!
Der Zucker muß doch wohlfeil sein!"

Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen, rot und frisch.

Und's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang;
Das giebt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

Zum Herbste sprach der liebe Gott:
„Räum ab! sie haben alle jetzt."
Drauf kam die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

Die Blätter werden gelb und rot
Und fallen bei des Windes Wehn,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muß auch zum Boden abwärts gehn.

Zum Winter sprach Gott zum Beschluß:
„Deck wacker zu, was übrig ist!"
Da streut er Schnee im Überfluß.

26. Lied eines Armen.

Von Uhland.

Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott, Du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer;
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit Dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

27. Diogen.

Von Pfeffel.

Als mit der Leuchte Diogen,
Um einen Menschen auszuspüren,
Durch alle Gassen von Athen
Umherzog, stieß ihm an den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit
Ein Priester auf: „Herr, eine Gabe,
Rief Diogen, nur einen Deut,
Daß ich mein schwaches Alter labe!“

„Mein Segen g'nüge dir, mein Sohn!"
Versetzt der Pfaff und schleicht davon.
Der Pilger trat vor einen Laden
Voll Spangen, Fächern und Pomaden
Und sprach zu einem stolzen Weib:
„Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib;
Madame, wollt Ihr nicht auch des Armen,
Der bald verhungert, Euch erbarmen?"
„Mich jammert, sprach sie, deine Not;
Da, kaufe dir ein Gerstenbrot!"
Sie sprach's und gab im Augenblicke
Dem Krämer zwanzig Silberstücke
Für ihres Möpschens Halsband hin.
Der Weise kratzt sich in den Haaren
Und geht. Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren;
Diogenes lief zu ihm hin,
Er hing sich an den goldnen Wagen:
„Halt, Sohn der Götter, höre mich!"
„Fort, Schlingel, hieß es, packe dich!
Sonst laß' ich dich zu Tode schlagen!"
Ein Sklave, der von ferne stand,
Sprang auf und riß mit wilder Hitze
Den Alten weg, und seine Hand
Warf ihm zween Heller in die Mütze.
„Ihr Götter! rief der weise Mann,
Mehr als ein König geben kann,
Gab dieser mir. Nun sterb' ich gerne."
Er weint' und löschte die Laterne.

28. Sehnsucht nach dem Frühling.

Von Hoffmann von Fallersleben.

O wie ist es kalt geworden
Und so traurig, öd und leer!
Rauhe Winde wehn von Norden,
Und die Sonne scheint nicht mehr.

Auf die Berge möcht' ich fliegen,
Möchte sehn ein grünes Thal,
Möcht' in Gras und Blumen liegen
Und mich freun am Sonnenstrahl,

Möchte hören die Schalmeien
Und der Herden Glockenklang,
Möchte freuen mich im Freien
An der Vögel süßem Sang.

Schöner Frühling, komm doch wieder,
Lieber Frühling, komm doch bald,
Bring uns Blumen, Laub und Lieder,
Schmücke wieder Feld und Wald!

Ja, du bist uns treu geblieben,
Kommst nun bald in Pracht und Glanz,
Bringst nun bald all deinen Lieben
Sang und Freude, Spiel und Tanz.

29. Die Kapelle.

Von Uhland.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal!
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

30. Der frohe Wandersmann.

Von Eichendorff.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust.
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß' ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld,
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt.

31. Vor den Thüren.

Von Rückert.

Ich habe geklopft an des Reichtums Haus;
Man reicht' mir 'nen Pfennig zum Fenster heraus.
Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da standen schon fünfzehn andre dafür.
Ich klopfte leis an der Ehre Schloß;
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß."
Ich habe gesucht der Arbeit Dach;
Da hört' ich drinnen nur Weh und Ach.
Ich suchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es niemand weit und breit.
Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will.
Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für viele im Grab noch Rast.

32. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Von Rückert.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
In gutem und schlechtem Wetter;
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so!"

7. Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'."

10. Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer,
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner noch roter noch gelber.
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln."

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein,
Und lacht, und lacht!
Alle Bäume lachen's aus;
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
Geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!

Warum denn nicht?
Weil's sticht.

33. Weihnachtslied.

Von Reinick.

1. Der Winter ist gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
Kein Blatt ist auf den Bäumen,
Erstarrt die Flüsse weit und breit.

2. Da schallen plötzlich Klänge
Und frohe Festgesänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
Ist rings in grünen Ästen
Ein bunter Frühling aufgewacht.

3. Wie gern doch seh' ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachtsbaum!
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude giebt es kaum!

4. Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten sind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

5. Und wie sie da nach oben
Den Blick erschrocken hoben
Und sahn den Engel stehn,
Da staunten sie wohl alle,
Wie wenn zum erstenmale
Die Kindlein einen Christbaum sehn.

6. Doch was ist all Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beschert,
Gedenk' ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört!

7. Und rings ob allen Bäumen
Sang in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

8. Drum pflanzet grüne Äste
Und schmücket sie aufs beste
Mit frommer Liebe Hand,
Daß sie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch großes Heil uns hat gesandt!

9. Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' soll werden
Der Ruhm und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

34. Das Pferd und das Füllen.

Von Nikolai.

Ein Füllen, das den ganzen Tag
Auf fetter Wiese müßig lag,
Beschnaubte nur den Klee mit stolzer Nase,
Fand Ekel an dem besten Grase.
Zu einem ältern Pferd, das mit zur Weide ging,
Sprach es: „Weißt du nicht eine Wiese,
Die bessere Kräuter hat als diese?"
„Ja wohl! doch weit ist sie." Die Sonne hing
Schon tief. Sie brachen auf. Durch dicke Wälder,
Durch schroffe Felsen, offne Felder
Läuft unser Mentor vor, und unser Telemach
Hüpft ihm erschöpft und keuchend nach.
„Kommt nun die Wiese bald?" — Man langet,
Als schon der Mond am Himmel hanget,
Auf einem Anger an. Und dieser Anger war
Gerade der, von welchem unser Paar
Vor wenig Stunden ausgezogen.
Das Füllen, durch die Nacht betrogen,
Erkennt die Stelle nicht. Das alte Pferd
Beginnt: „Nun! hab' ich dir gelogen?
Nicht wahr, ein herrlich Gras und wohl der Reise wert?"
„Ja wohl! versetzt das Füllen wieder,
Wie Rosmarin und Thymian!"
Es frißt, so viel sein Magen fassen kann,
Und legt sich satt zur Ruhe nieder.
Der junge Tag beginnt den Lauf,
Und fröhlich wacht das leckre Füllen auf,
Sieht um sich her, erkennt die alte Wiese.
„Wie? kamen wir im Traum zurück? Wo ist das Gras,
Das ich mit solcher Wollust fraß?"
„Kein andres Gras und keine Wiese,
Erwidert ihm das Pferd, hast du gesehn als diese.
Durch einen Umweg nur hab' ich bei blinder Nacht
Dich auf den alten Fleck gebracht.
Allein, mein Sohn, du trabtest hart und lange!
Dies hat das Gras so süß gemacht.
Dein Ekel kam vom Müßiggange."

35. Sigfrieds Schwert.

Von Uhland.

Jung Sigfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab,

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Sigfried nur einen Stecken trug;
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genug;
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein,

Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Sigfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Amboß in den Grund;

Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht' er ein Schwert so breit und lang:

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert;

Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

36. Schwäbische Kunde.

Von Uhland.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not,
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand.
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher.
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit Einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,

Haut auch den Sattel noch zu Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
Da packt die andern kalter Graus,
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als würd' ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war;
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen.
Der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

37. Die Rache.

Von Uhland.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein,

Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück,

Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

38. Die Katzen und der Hausherr.

Von Lichtwer.

Tier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Takt erbärmlich schön,
Und zwei abgelebte Kater
Quälten sich ihm beizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,
Wirft ein Dutzend Schalen um,

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwei Reihen Zähne. —
Blinder Eifer schadet nur.

39. Gesang eines Vogels über dem Walde.

Von Deinhardstein.

Im goldnen Strahl,
Über Wald und Thal
Laß ich lustig mein Lied erklingen;
Schwebe hin und her
In dem blauen Meer,
Mir zu kühlen die luftigen Schwingen.

Wo die Wolke saust,
Wo der Waldstrom braust,
Kann ich auf-, kann ich niederschweben;
So mit einemmal
Aus der Luft ins Thal —
O, das ist mir ein herrliches Leben!

40. Die Stadtmaus und die Feldmaus.

Von Michaelis.

Einst lud mit vielen Komplimenten
Auf Ortolanen, wilde Enten
Und hundert andre Leckerei'n
Die Stadtmaus eine Feldmaus ein.
Ein Teppich von durchwirkter Seide
Trug stolz ein silbernes Service,
Wo bei der unbezahlten Freude
Sich's Wirt und Fremdling schmecken ließ.
Nichts war am Traktament vergessen,
Was nach der Mode sich gehört,
Als schnell ein Lärm im besten Essen
Die schmausende Gesellschaft stört.
Es raschelt wie mit einem Schlüssel
Was an der Thüre zum Gemach.
Der Wirt springt über Tisch und Schüssel
Ins Loch, der Fremde hinten nach.
Der Lärm hört auf; mit vollem Sprunge
Macht sich die Kompanie hervor.
„Da, sprach der Wirt, ist Rinderzunge,
Komm, Fremdling, leg dir wieder vor!"
„Ich danke, sprach der Kostverächter
Zum Städter, morgen komm zu mir!
Im Felde leben wir zwar schlechter,
Allein weit ruhiger als hier."

41. Der reichste Fürst.

Von Justinus Kerner.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen,
Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!“

„Große Städte, reiche Klöster,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer.

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.“

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart, Ihr seid der Reichste!
Euer Land trägt Edelstein.“

42. Graf Eberhards Weißdorn.

Von Uhland.

1. Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Palästinas Strand.

2. Daselbst er einsmals ritt
Durch einen frischen Wald;
Ein grünes Reis er schnitt
Von einem Weißdorn bald.

3. Er steckt' es mit Bedacht
Auf seinen Eisenhut;
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeres Flut.

4. Und als er war daheim,
Er's in die Erde steckt,
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

5. Der Graf getreu und gut
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

6. Der Herr war alt und laß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

7. Die Wölbung hoch und breit
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

43. Die Tabakspfeife.

Von Pfeffel.

1. „Gott grüß' Euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen?
Weist her! — ein Blumentopf
Von rotem Thon mit goldnem Reifchen!
Was wollt Ihr für den Kopf?"

2. „O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kommt vom brävsten Mann,
Der ihn Gott weiß es welchem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

3. Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man uns're Leute
Der Türken Glieder mähn."

4. „Ein andermal von Euren Thaten!
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euern Pfeifenkopf!"

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

6. Hört nur: einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

7. Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel
(Er hätt' es auch gethan)
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

8. Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt' mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

9. Das Geld mußt du dem Wirte schenken,
Der dreimal Plünd'rung litt!
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

10. Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligtum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

11. Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß;
Da griff ich erst nach meiner Pfeife
Und dann nach meinem Fuß."

12. „Ihr rührt mich, Alter, bis zu Zähren.
O sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
Dort lag sein Gut am Rhein" . . . .
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein!

14. Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben,
Vergesset Eure Not!
Kommt, trinkt mit mir von Walthers Reben,
Und eßt von Walthers Brot!"

15. „Nun topp, Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein!"

44. Die Heinzelmännchen.

Von Kopisch.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich.
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten.
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht,
War all sein Tagewerk bereits gemacht.

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war,
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil';
Und sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken:
Eh' sich's der Zimmermann versah,
Klapp, stand das ganze Haus schon fertig da.

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig

Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten:
Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brot, das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu;
Gesell und Bursche lag in Ruh'.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind.
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten:
That der Gesell die Augen auf,
Wapp, hing die Wurst schon da zum Ausverkauf.

5. Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht.

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein,
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.

Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht.

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen,
Die plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien.
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht — husch, husch, husch, husch, verschwinden all'.

8. O weh, nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort,
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber thun.
Ein jeder muß fein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und bügeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her.

45. Das Gewitter.

Von Gustav Schwab.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind.
Es spielt das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Wie will ich spielen im grünen Hag!
Wie will ich springen durch Thal und Höhn!
Wie will ich pflücken viel Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold." —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Da halten wir alle fröhlich Gelag;
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid.
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid;
Dann scheint die Sonne wie Gold." —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Großmutter hat keinen Feiertag!
Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid;
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr;
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer.
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht;
Es flammet die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet ein Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

46. Stufenleiter.

Von Pfeffel.

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!
Rief es, ach Herr, verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!“
„Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen
Als Junker Spatz. „Gieb, rief er aus,
Mich frei! Was hab' ich denn begangen?“
„Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“

Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los,
Rief er, du hackst mich ja in Stücken!“
„Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, tötet mich dein Bogen?“
„Ei, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein.“

47. Was sich bei Cannstadt am Neckar im J. 1796 zwischen einem kleinen französischen Schützen und einem östreichischen Reiter begeben.

Von Friedrich Fischer.

1. Bei Cannstadt an der Brucken,
Da war das Schießen groß,
Als aufeinander stießen
Östreicher und Franzos.

2. Haubitzen und Granaten
Brummten den Baß mit Macht,
Und das Musketenfeuer
Dazwischen klatscht' und kracht'.

3. Bei den Franzosen drüben
Ein kleiner Schütze war,
Der zielte wie ein Falke,
Er fehlte nicht ein Haar.

4. Er schoß, er lud, er spannte,
Legt' an und drückt' und traf,
Und mancher von den Feinden
Sank in den Todesschlaf.

5. Ein kaiserlicher Reiter,
Der nahm ihn recht aufs Korn:
„Mandl, dich muß ich kriegen!"
Sprach er in großem Zorn.

6. Am Abend ward es stille,
Das Schießen hörte auf.
Da nahm das kleine Schützlein
Zum Neckar seinen Lauf.

7. Es putzte seine Flinte
Dort an dem Wasser klar,
Dieweil sie von dem Schießen
Gar sehr verrußet war.

8. Der Reiter, nicht verdrossen,
Erspäht' es auf der Stell',
Sagt's keinem Kameraden,
Setzt' sich zu Pferde schnell.

9. Er ritt am Fluß hinunter,
Kam an einen Ort allda,
Wo er konnt' übersetzen,
Daß es der Feind nicht sah.

10. Wie er herübergeschwommen,
Kam er ganz leis heran,
Wie eine Katze schleichet,
Die eine Maus will fahn.

11. Das Schützlein stand gebücket,
Nur auf sein' Arbeit sicht,
Es putzt an seiner Flinte,
Und putzt, und merkt es nicht.

12. Der Reiter stieg vom Pferde,
Schlich an des Ufers Rand,
Das Schützlein nahm er am Kragen
Mit seiner schweren Hand.

13. Es schreit, es flucht, es zappelt,
Der Schrecken, der war groß,
Hat alles nichts geholfen,
Er zog es auf sein Roß.

14. Hielt es allda recht feste,
Reit't fort, so schnell er kann.
Setzt wieder übers Wasser,
Kommt wohlbehalten an.

15. Er nahm das Schützlein kleine
Daselbst in sein Quartier,
Gab ihm für seinen Schrecken
Von seinem Wein und Bier.

48. Der Trompeter an der Katzbach.

Von Julius Mosen.

1. Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

2. Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

3. Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

4. Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild;
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

5. Und die Trompete schmettert,
Fest hält sie seine Hand,
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

6. Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

7. Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab;
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

8. Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

Erzählungen von Christoph Schmid.

49. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte emporgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eigenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah dessen Palast, kam an die eiserne Thüre und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge. Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war als an deinem Hofe!“ Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn ferner in seinen Diensten zu bleiben.

50. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab. Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude und betrachtete sie sehr oft. Mit einemmal bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte sogleich den Lehrjungen im Verdachte und suchte in der Schlafkammer desselben nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand. Robert beteuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient hätte, und jagte ihn fort. Am andern Tage fehlte wieder ein

Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Elster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf das Arbeitsbrett geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch. Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen, unschuldigen Knaben unrecht gethan habe, nahm ihn wieder an, gab ihm seine Ehre zurück und beschenkte ihn zur Vergütung der Schmerzen sehr reichlich.

51. Der Widerhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal schrie er nun auf der Wiese: „Ho, hop!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hop!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du?“ Die Stimme rief auch: „Wer bist du?“ Er schrie: „Du bist ein dummer Junge!“ „Dummer Junge!“ hallte es aus dem Wäldchen zurück. Jetzt ward Georg ärgerlich und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber niemand finden. Hierauf lief Georg heim und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Wäldchen versteckt und ihn geschimpft habe. Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich recht verraten und dich selbst angeklagt. Wisse, du hast nichts vernommen als deine eigenen Worte. Denn wie du dein Gesicht schon öfter im Spiegel gesehen hast, so hast du jetzt deine Stimme im Walde gehört. Hättest du ein freundliches Wort hineingerufen, so wäre dir auch ein freundliches Wort zurückgekommen.“ So geht es aber immer. Das Betragen anderer ist meistens nur der Widerhall des unsrigen. Begegnen wir den Leuten freundlich, so werden sie auch uns freundlich begegnen. Sind wir aber gegen sie rauh und grob, so dürfen wir auch von ihnen nichts Besseres erwarten.

52. Die Rübe.

Ein armer Taglöhner hatte in seinem Gärtlein eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich jedermann verwunderte. „Ich will sie unserem gnädigen Herrn verehren, sagte er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“ Er trug die Rübe in das Schloß, und der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes und schenkte ihm — drei Dukaten. Ein Bauer

im Dorf, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Giebt er für eine lumpige Rübe schon drei Goldstücke, wie viel werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen!“ Er führte das Kalb an einem Strick in das Schloß und bat den gnädigen Herrn es zum Geschenke anzunehmen. Der gnädige Herr merkte wohl, warum sich der geizige Bauer so freigebig anstellte. Er sagte, er wolle das Kalb nicht. Allein der Bauer fuhr fort zu bitten und zu betteln, es doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil Ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da Ihr aber so besonders freigebig gegen mich seid, so darf ich mich auch nicht schlecht finden lassen. Ich will Euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl dreimal mehr kostet, als Euer Kalb wert ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauern die ihm wohlbekannte große — Rübe.

53. Der Schatz im Acker.

a.

In einem weit, weit entfernten Lande traten einst zwei Bauern vor den Richter. Der eine sagte: „Ich habe von meinem Nachbar hier ein Grundstück gekauft; als ich es umgrub, fand ich einen Schatz darin; den kann ich mit gutem Gewissen nicht behalten. Denn ich kaufte nur den Boden und habe an den Schatz kein Recht.“ Der andere sagte: „Ich kann das viele Gold und Silber ebensowenig mit gutem Gewissen annehmen. Ich habe das Geld nicht vergraben, und es gehört mir also auch nicht. Überdies verkaufte ich dem Nachbar den Boden mit allem, was darin war, und behielt mir nichts vor. Entscheide nun du, weiser Richter, wem der Schatz gehöre!“ Der Richter sprach zu ihnen: „Ich habe gehört, der Sohn des einen und die Tochter des andern wollen einander heiraten. Gebt den zwei Kindern den Schatz zum Heiratsgute.“ Die ehrlichen Männer versprachen es zu thun und gingen erfreut nach Hause.

b.

Ein fremder Mann, der dabei stand, war höchst erstaunt und sagte: „In meinem Lande wäre die Sache ganz anders gegangen. Der Käufer hätte nicht daran gedacht, dem andern nur einen Heller zu geben, und deswegen den Schatz verheimlicht. Wäre ihm dieses nicht gelungen, so hätte der andere geklagt und den Schatz für sich gefordert. Der Prozeß aber, der daraus entstanden wäre, hätte

vielleicht mehr gekostet, als der ganze Schatz betrug." Der Richter verwunderte sich und sprach: „Scheint in deinem Lande auch die Sonne?" „O ja!" sagte der Mann. „Regnet es dort auch?" fragte der Richter weiter. „Freilich!" sagte der Mann. „Das ist sonderbar, sprach der Richter; allein giebt es bei euch auch Kühe und Schafe?" „Sehr viele," sagte der Fremde. „Nun wohl, rief der Richter, so wird der liebe Gott wegen dieser unschuldigen Tiere in jenem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Denn ihr verdient es wahrhaftig nicht."

54. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühling auf das lieblichste. Auf ihren Ästen und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögelein. Im Herbste aber waren alle Zweiglein reichlich mit Äpfeln, Birnen und Zwetschgen beladen. Da fingen einige böse Buben an, die Nester der Vögel auszunehmen. Die Vögel zogen daher aus dem Orte nach und nach ganz hinweg. Man hörte an den schönen Frühlingsmorgen kein Vögelein mehr singen, und in den Gärten war es ganz still und traurig. Die schädlichen Baumraupen, die sonst von den Vögeln hinweggefangen wurden, nahmen überhand und fraßen Blätter und Blüten ab. Die Bäume standen kahl da wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Überflusse hatten, bekamen nicht einmal mehr ein Äpfelein zu sehen.

55. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause offenbar nicht mit rechten Dingen zu. Wißt Ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?" Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, brachte über eine Weile ein kleines versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!" Die Hausmutter setzte in das Kästchen ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten

Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Kot, und die Pferde hatten anstatt Habers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage einen andern Fehler abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir aber das Kästchen noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel." Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt Ihr haben." Er öffnete das Kästchen, und siehe, es war nichts darin als ein weißes Blättlein Papier, auf dem geschrieben stand:

Soll alles wohl im Hause stehn,
So mußt du selbst nach allem sehn.

56. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obst und wollte nun zuerst einen Sack nach Hause tragen. Wie er mit dem Sack so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchturme eben zwölf Uhr, die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien. Martin that einen Schrei, ließ den Sack fallen und sprang was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, sprang ebenso schnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand. Martin erzählte am nächsten Morgen einem Bekannten von dem gräßlichen Gespenst; nur daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ ihn noch am nämlichen Tage kommen und sagte zu ihm: „Du hast heute nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Name steht, haben dich verraten. Ich werde dich deshalb in den Turm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest." So geht's jedem, der unrecht thut; jedes rauschende Blatt erschreckt ihn, und er läuft vor seinem eigenen Schatten.

Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm.

57. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen." „Dazu kann ich dir helfen, sprach der Fuchs; komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein, antwortete der Fuchs, das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen; ich aber will mich fort in meine Höhle machen." Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe," legte an und schoß dem Wolf eine Ladung Schrote ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig; doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe; da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig worden?" „Ach, antwortete der Wolf, so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; darnach hustete er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinah' tot wäre liegen geblieben." „Siehst du, sprach der Fuchs, was du für ein Prahlhans bist! du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst."

58. Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich und, was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er schwächer war, und der Fuchs wäre gerne den Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein sind; hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Dem Wolf war das recht; sie gingen hin, und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben und ging, es zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter des Lämmleins gewahr, und fing an entsetzlich zu blöken, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchse ankam. „Du hast mich schön angeführt,“ sprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und haben mich weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt!“

Am andern Tage gingen sie wieder ins Feld; sprach der gierige Wolf abermals: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da bäckt die Frau heut abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin, und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf. „Da hast du zu fressen,“ sagte er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinuntergeschluckt und sprach: „Sie schmecken nach mehr,“ ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gab's einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute; die kamen herbei und schlugen ihn, was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend zum Fuchs in den Wald hinauskam. „Was hast du mich garstig angeführt!“ rief er, „die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt.“ Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt!“

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen.“ Sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann.“ „Meinetwegen,“ sagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich daran und dachte: „Bis ich aufhöre, hat's Zeit.“ Der Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, sage mir, warum rennst du so hin nnd her und springst hinaus und herein?“ „Ich muß doch sehen, ob niemand kommt,“ antwortete der Listige, „friß nur nicht zu viel!“ Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist.“ Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satze draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit dem Knüppel und schlug ihn tot. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

59. Brüderchen und Schwesterchen.

1. Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrig bleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser; dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm', wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

2. Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet; wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging' und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauschen.“ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger; wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.“ Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich.“ Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen; aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst; mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh; wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schwesterchen sprach: „Ach Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen.

3. Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und that es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich

an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: „Hier können wir bleiben und wohnen.“ Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand und war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen.

4. Das dauerte nun eine Zeit lang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Walde hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach, sprach es zum Schwesterlein, laß mich hinaus in die Jagd; ich kann's nicht länger mehr aushalten,“ und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber, sprach es zu ihm, komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ' ich mein Thürlein; und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: Mein Schwesterlein, laß mich herein! Und wenn du nicht so sprichst, so schließ' ich mein Thürlein nicht auf.“ Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl, und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach; aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Wie's dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ Da ward ihm die kleine Thür aufgethan, es sprang hinein und ruhte die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das Hoho der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schwesterchen öffnete ihm die Thüre und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen.“ Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach; aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag; endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach

bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein!“ und sah, daß die Thür ihm aufgethan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden.“

5. Das Schwesterchen aber war recht erschrocken, als das Rehkälbchen verwundet herein kam. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst!“ Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte; und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich auch keiner kriegen.“ Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, ich laß' dich nicht hinaus.“ „So sterb' ich dir hier vor Betrübnis, wenn du mich abhältst, antwortete es; wenn ich das Hifthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen!“ Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Thür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zu leid thut!“ Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen!“ Und als er vor dem Thürlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich hinein!“ Da ging die Thür auf, und der König trat hinein, und da stand ein Mädchen, das war so schön wie er noch keines gesehen hatte. Das Mädchen war erschrocken, daß nicht sein Rehlein, sondern ein König mit goldener Krone hereingekommen war. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau werden?“ „Ach ja, antwortete das Mädchen; aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß' ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solang du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es hereingesprungen; da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm zum Waldhäuschen hinaus.

6. Der König führte das schöne Mädchen in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin, und lebten sie lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein

ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um deren willen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren, und es ihnen so wohl ging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und zwickten und nagten daran, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur Ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt." „Sei nur still, sagte die Alte und sprach sie zufrieden; wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein." Als nun die Zeit herangerückt war, und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das soll Euch wohlthun und stärken; geschwind, eh' es kalt wird!" Ihre Tochter war auch bei der Hand, und sie trugen die schwache Königin in die Badstube, legten sie hinein, gingen schnell fort und schlossen die Thür ab. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne, junge Königin bald ersticken mußte.

7. Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter und setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wieder geben. Damit aber der König es nicht merken sollte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als der König heim kam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte ans Bett zu seiner lieben Frau gehen und wollte sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu! Die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben." Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

8. Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Thüre aufging und die rechte Königin herein trat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und

gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen und legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre; aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen.“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht jemand etwas davon zu sagen.

9. Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht; aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen.“ Abends ging er auch in die Kinderstube; aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich that, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht sie anzureden; aber die folgende Nacht wachte er wieder, da sprach sie abermals:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
Nun komm' ich noch diesmal und dann nimmermehr.“

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau.“ Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau,“ und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr begangen hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und sie wurden verurteilt: die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, wie sie sie erblickten; die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie davon verzehrt war, verwandelte sich auch das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; und Schwesterchen und Brüderchen lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

60. Die Bremer Stadtmusikanten.

1. Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollte ihn der Herr aus dem Futter schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen. „Dort dachte er, kannst du ja Stadtmusikant werden.“ Als er ein weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach, sagte der Hund, weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fortkann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was, sprach der Esel, ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden; geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen! Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht? antwortete die Katze. Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein, sprach der Esel, was hast du vor?“ „Da hab' ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wolle mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Hals, so lang ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf, sagte der Esel, zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres

als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

2. Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis auf die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um; da deuchte ihn, er sehe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen; denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: „Ja, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe? antwortete der Esel; einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesamt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

3. Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die

Thüre, die Katze auf den Herd neben die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus; aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an der Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: Kikeriki! Da lief der Räuber was er konnte zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bringt mir den Schelm her!" Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

61. Der Zaunkönig und der Bär.

1. Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren; da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" „Das ist der König der Vögel, sagte der Wolf; vor dem müssen wir uns neigen." Es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist, sagte der Bär, möchte ich auch gern seinen königlichen Palast sehen; komm und führ mich hin!" „Das geht nicht so, wie du meinst, sprach der Wolf; du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im

Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und gingen ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen; er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast? rief der Bär; das ist ein erbärmlicher Palast, ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir!“ Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht; denn der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden!“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bär vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt: nicht allein die Vögel, groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

2. Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Getier, du sollst General sein und uns anführen.“ „Gut, sagte der Fuchs; aber was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Die Tiere wußten es nicht. Da sprach der Fuchs: „Ich hab' einen schönen, langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte,

so geht die Sache gut, und ihr müßt drauf los marschieren; laß' ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft!" Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

3. Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und gingen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch in die Höhe; beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augenblick herunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

4. Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust; wir haben den Krieg gewonnen." Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht; der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte thun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind." Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden." Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

62. Hans im Glück.

1. Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter; gebt mir meinen Lohn!" Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll der Lohn sein," und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den

Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach, sprach Hans ganz laut, was das Reiten ein schönes Ding ist! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh' und kommt fort, er weiß nicht wie." Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief ihm zu: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?" „Ich muß ja wohl, da habe ich einen Klumpen heim zu tragen; es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad' halten; auch drückt mir's auf die Schulter." „Weißt du was, sagte der Reiter, wir wollen tauschen; ich gebe dir mein Pferd, und du giebst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern, sprach Hans; aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp, hopp! rufen."

2. Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so frank und frei dahinritt. Über ein weilchen fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und er fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp, hopp! zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Wegs kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob' ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun, sprach der Bauer, geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

3. Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk' ich meine Kuh und trinke Milch.

Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er Halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward immer drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen, dachte Hans, jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum und stellte seine Ledermütze unter; aber so sehr er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeit lang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche?" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da, trinkt einmal und erholt Euch! Die Kuh will wohl keine Milch geben; das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder zum Schlachten." „Ei, ei, sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, wer hätte das gedacht? Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann; was giebt's für Fleisch! aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! das schmeckt anders, dabei noch die Würste." „Hört, Hans, sprach da der Metzger, Euch zu lieb will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen." „Gott lohn' Euch Eure Freundschaft!" sprach Hans, und übergab ihm die Kuh, und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

4. Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gut gemacht. Es gesellte sich darnach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen, und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal, fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, wie schwer sie ist; die ist

aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen." „Ja, sprach Hans, und wog sie mit der einen Hand, die hat ihr Gewicht; aber mein Schwein ist auch keine Sau." Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört, fing er darauf an, mit Eurem Schweine mag's nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habt's da in der Hand; es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch damit fingen: das Geringste ist, daß ihr ins finstere Loch gesteckt werdet." Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott, sprach er, helft mir aus der Not! Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans!" „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen, antwortete der Bursche; aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet." Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme seiner Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege, sprach er mit sich selbst, habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heraussträufeln wird, das giebt Gänsefettbrot auf ein Vierteljahr, und endlich die schönen, weißen Federn, die laß' ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"

5. Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren; sein Rad schnurrte, und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind
Und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind."

Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Euch geht's wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid." „Ja, antwortete der Scherenschleifer, das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?" „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht." „Und das Schwein?" „Das hab' ich für eine Kuh gekriegt." „Und die Kuh?" „Die hab' ich für ein Pferd bekommen." „Und das Pferd?" „Dafür habe ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben." „Und das Gold?" „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst." „Ihr habt Euch jeder-

zeit zu helfen gewußt, sprach der Schleifer; könnt Ihr's nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht." „Wie soll ich das anfangen?" sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?" „Wie könnt Ihr noch fragen, antwortete Hans, ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?" reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun, sprach der Schleifer, und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel gerade klopfen könnt. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf!"

6. Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein, rief er aus; alles, was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind." Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weiter gehen und mußte jeden Augenblick Halt machen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben. Damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freude auf und dankte Gott mit Thränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade erwiesen und ihm auf eine so gute Art, und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte; das einzige wäre ihm nur noch hinderlich gewesen. „So glücklich wie ich, rief er aus, giebt es keinen Menschen unter der Sonne." Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

63. Strohhalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme, alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ihr Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Handvoll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald darnach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?“ Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß, ich wäre zu Asche verbrannt.“ Die Bohne sagte: „Ich bin auch noch mit heiler Haut davongekommen; aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden wie meine Kameraden.“ „Wäre mir denn ein besser Schicksal zu teil geworden? sprach das Stroh; alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechzig hat sie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.“ „Was sollen wir aber nun anfangen?“ sprach die Kohle. „Ich meine, antwortete die Bohne, weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammen halten und, damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen.“

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich mit einander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: „Ich will mich querüber legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinübergehen.“ Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter ihr das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst; sie blieb stehen und getraute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach; die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam, und gab den Geist auf. Die Bohne, die vorsichtigerweise noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Ge-

schichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, an dem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste; aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

Tierbilder nach Tschudi.

64. Der Hase.

Laßt uns etwas von den Hasen hören, diesen armen Burschen, denen jeder Sonntagsjäger beliebig auf den Pelz brennt, die ihrer Furchtsamkeit wegen sprichwörtlich geworden sind, diesen langbeinigen, wunderlichen Käuzen, die nur Pflanzen genießen und doch ihre eigenen Jungen tot beißen, unerhört dumm aussehen und doch mit allerlei feinen Listen und Ränken den klugen Jäger und seinen noch klügeren Hund äffen und betrügen.

Die gemeinen Hasen sind über die halbe Welt verbreitet. Die größten unter ihnen sind die Berghasen, welche man auf den Voralpen trifft; sie sind zuweilen 12 Pfund schwer und im ganzen schwärzer, am Halse aber weißer als die Feldhasen; doch bilden sie keine eigene Art. Dagegen ist der sogenannte veränderliche oder weiße Hase von den andern wesentlich verschieden, ein eigentlicher Bewohner der Hochalpen und beginnt ungefähr da, wo der braune Hase aufhört.

Allen diesen Tieren ist ein gewisses Knurren eigen, das sie in der Not, wenn sie gepackt werden, hören lassen. Der gemeine Hase wird in diesem Falle boshaft, schnickt mit dem Kopfe, kratzt mit den Vorderläufen, sucht sich loszuschnellen und beißt oft tüchtig. Trotz der angeborenen Feigheit wehrt sich auch die Häsin ausnahmsweise mit verzweifeltem Mute gegen Raben und Habichte für ihre Jungen, die an Füchsen, Eulen, Adlern, Wieseln, Katzen, Mardern, Iltissen, Luchsen, Hunden zahlreiche Feinde haben. Sogar eine Elster nahm sich's einmal vor den Augen eines Jägers heraus, ein halb erwachsenes Häslein zu peinigen, packte es, ließ es dann zwei Schritte weiter

hüpfen und fuhr von neuem zu. Sie hätte es so lange gequält, bis das arme Tierlein erlegen wäre, wenn sie nicht selbst vom Jäger aufs Korn genommen worden wäre. Der männliche Hase selbst ist gegen seine Kinder zuweilen feindselig und beißt sie, wenigstens in der Gefangenschaft, oft tot. Man hat auch bemerkt, daß er die jungen Häschen mit Maulschellen aufs ärgste mißhandelte, wobei sie klagende Laute hören ließen.

Gewöhnlich halten sich die Hasen den Tag über still im Busche, mit offenen Augen schlafend; früh morgens und spät abends rücken sie auf die Äsung. Ihr Lager ist in Gebüschen, unter Steinen, in Erdlöchern und im Winter oft im bloßen Schnee. Allerlei Widergänge und klug berechnete Verlängerungen der Fährte führen den Jäger oft irr; der Sprung ins Nest geschieht in einem ungeheuren Satze mit gewaltiger Schnellkraft, und daß dabei oft ein ermüdeter Hase ins Lager eines andern springt, diesen aufjagt und ihm das Verfolgtwerden überläßt, ist bekannt.

Das Gesicht des Hasen ist sehr schwach; er rennt oft geradezu auf einen Jäger los; dagegen ist der Geruch nicht übel und das Gehör vortrefflich. Seine Furchtsamkeit läßt ihn oft dümmer erscheinen als er wirklich ist. Bergan läuft er sehr schnell und wird selten von einem Hunde eingeholt; muß aber der Hase scharf bergab laufen, so überkugelt er sich nicht selten wegen seiner langen Hinterläufe; darum zieht er es stets vor, an der Seite des Berges hin abwärts zu springen.

Die Häsin bekommt das Jahr durch viermal Junge, im ganzen 10 bis 14 Stück. Ein aufgefundenes Nest dieser Tierchen gewährt einen niedlichen Anblick; die Kleinen lassen sich mit Milch und Brot leicht erhalten, gehen aber doch in der Gefangenschaft größtenteils zu Grunde.

65. Der Zaunkönig und das Goldhähnchen.

(Nach Tschudi und Funke.)

Man hat den Zaunkönig vermutlich scherzweise, im Gegensatz gegen den echten König der Vögel, den Adler, so genannt. Er wiegt kaum 12 Gramm, ist kurz von Leib, trägt den Schwanz steif in die Höhe und läßt die Flügel ein wenig herabhängen. Die herrschende Farbe ist oben dunkelbraun mit schwärzlichen Querstrichen, unten weißlich. Im Sommer halten sich diese Vögelchen in Gebüschen auf und nähren sich da von allerlei Insekten und Würmern. Besondere List und Berechnung beweist dieser kleine König in seinem Nestbau,

indem er denselben stets ganz genau dem Busch, Baum oder Schober anpaßt und durch die feine Wahl des Stoffs sein Nestchen fast unkennbar macht. Im Mai legen die Weibchen sechs bis acht weiße, rötlich punktierte Eier, die nicht viel größer als eine große Erbse sind. Im August brüten sie nocheinmal. Im Winter kommen sie in Gärten und Höfe, flattern in den Zäunen, Reisighaufen und Holzstößen umher und suchen die Larven und Eier der Insekten auf, wodurch sie uns außerordentlich nützlich werden. Ihr Gesang ist stärker, als man von einem so kleinen Vogel erwarten sollte, und wenn alle andern gefiederten Sänger schweigen, im kältesten Winter, giebt der Zaunkönig mit voller Kehle seine freundlichen, kurzen Liedchen zum besten. Sein Gefieder ist sehr warm. Sein possierliches und stets munteres Wesen geben folgende Verse recht gut wieder:

Heiße wohl König,
Hab' aber wenig;
Hab' wohl ein sichres Haus,
Bin aber lieber drauß,
Schweifend in Feldern,
Jubelnd in Wäldern.

Lustig ohn' Unterlaß
Scheu' ich nicht kalt noch naß;
Froh und gesellig,
Flink und anstellig
Treib' ich die Jägerei
Sommer und Winter frei.

Bleibe fein hübsch im Land,
Gnüg' mich an meinem Stand.
Heiß' ich gleich König,
Hab' ich gleich wenig,
Wißt, daß in meinem Sinn
Ich doch ein König bin!

An neugierigem, munterem Wesen dem Zaunkönig ähnlich, aber noch kleiner und außerordentlich zahlreich in den jungen Tannenwäldern tummelt sich das gesellige Goldhähnchen herum, der kleinste Vogel Europas, bloß 10 Centimeter lang, zeisiggrün, mit gelber, schwarzgesäumter Haube. Man sieht es oft im Winter wie einen Kolibri über den Baumknospen schweben und die Insekteneier ablesen, wobei es unaufhörlich sein zitt, zitt! ruft und dazwischen einige leise Strophen trillert. Im Sommer flattern und hüpfen diese niedlichen, lebhaften Vögelein, die Europa vom Mittelmeer bis zum höchsten Norden bewohnen, stets von Baum zu Baum, hängen sich oft verkehrt an die Spitzen der Zweige und zwitschern unaufhörlich. Sie sind so wenig scheu, daß man sie fast greifen kann. Ihr Nest bauen

sie sehr dicht und künstlich aus Moos und Haaren, hängen es unter die Blätter, wo es lustig im Winde schwankt, und besetzen es mit ihren fleischfarbenen, dunkelgewölkten Eilein. Von diesen Liliput-vögelchen gehen mit vollem Gefieder drei Stück auf 14 Gramm.

66. Der Eisvogel.

Wenige bei uns einheimische Vögel haben ein so prächtiges Federkleid als der Eisvogel, in der Schweiz Königsfischer genannt. Er hat eine glänzend lasurblaue, etwas ins Grüne schillernde Ober-seite und eine rostrote Brust, langen Schnabel, großen Kopf, sehr kurze mennigrote Füße und einen kurzen, abgehackten Schwanz, der dem weichgefiederten, brillanten Tiere ein seltsames Ansehen giebt. Er gehört zu der Gattung der Wasserspechte. Immer paarweise lebend verläßt er nie das Revier des Baches oder Sees, an dessen Ufern er sich niedergelassen; doch wird er öfter im Herbst und Winter als im Sommer bemerkt. Adlerartig über dem klaren Berg-bache rüttelnd oder stundenlang bewegungslos auf einem Stein oder Zaunpfahl sitzend ersieht er sich den rechten Augenblick, um die Schmerle oder Forelle zu haschen, stürzt, den Kopf voran, plumpend und rasch auf sie nieder, rudert unter dem Wasser mit den Flügeln, zieht sie mit dem langen Schnabel heraus, trägt sie auf einen Stein oder in die Zweige eines Busches und schluckt sie, nachdem er sie so lange gedreht hat, bis sie bequem liegt, den Kopf zuerst, hinunter. Die Gräten und Schuppen speit er nachher als Gewölle wieder aus. Dabei ist er vielem Ungemach ausgesetzt. Im Winter friert der Bach oft zu, und der Eisvogel muß an warmen Quellen mit einzelnen Wasserkäfern und Blutegeln vorlieb nehmen; beim Tauchen gerät er oft unters Eis und ertrinkt; zuweilen hascht er eine Forelle, die er nicht hinunterwürgen und nicht mehr von sich geben kann, und erstickt. Für seine Jungen hackt er im Mai am Ufer tiefe Löcher wie die Ratten in die Erde, polstert sie mit Wasserjungfern und aus-geworfenen Fischgräten aus und trägt der Brut Schnecken, Larven, später Fischchen zu. Da die Eisvögel einander nicht dulden und jeden Eindringling mit pfeilschnell schnurrendem Fluge und lautem Geschrei aus dem Reviere treiben, so leben zum Glück für unsere Forellen-brut die einzelnen Paare immer weit auseinander, und wir dürfen es für ein besonderes Glück halten, wenn wir einmal am stillen Ufer ein Loch gewahren, aus welchem plötzlich der farbenreiche Vogel her-vorschlüpft.

67. Der Kuckuck.

Unsere Wälder werden von hübschen und lebhaften Klettervögeln belebt, die sich durch Stimme und Handwerk als stets fleißige Baumbewohner verkünden. Einige von ihnen sind Zug-, die meisten aber Standvögel. Sowohl ihre muntern Kletterübungen als ihr geschwätziges und geschäftiges Wesen und ihre mannigfaltige, oft äußerst bunte Färbung macht sie zu den Papageien unserer Wälder, bescheidene Papageien freilich, aber immerhin höchst kurzweilige und freundliche Tierchen. Unter ihnen ist das bekannteste der Kuckuck, der Mitte Aprils mit hängenden Flügeln, gehobenem, gespreiztem Schwanze und aufgeblasener Kehle unter zierlichen Verbeugungen den Eintritt des Frühlings mittels seines einzigen Singmuskels in taktgemäßer Einförmigkeit verkündet, nachdem er den Winter gewöhnlich in Ägypten zugebracht hat. Seine Stimme (es ist nur das Männchen, welches ruft; das Weibchen schreit ein heiser lachendes Kwick wick wick) ist zwar weder sehr melodisch noch reich an Variationen, aber immer höchst gemütlich und gern vernommen. Ja sie spielt selbst im Leben der Hirten und Bauern eine gewisse Rolle und wird mit mancher sonderbaren Vorstellung in Verbindung gesetzt. Indessen haben gar viele von ihnen nie einen Kuckuck gesehen, da dieser ein sehr scheuer, wilder, mißtrauischer und unruhiger Vogel ist. Der Kuckuck ist in der Haltung der Elster, in der Färbung dem Sperber ähnlich, aschgrau, am Bauche weiß, mit schwarzen Querflecken, gelben Kletterfüßen, von der Größe einer Turteltaube, aber mit längerem Schwanze und längeren Flügeln. Junge Weibchen, welche erst einmal abgemausert, haben eine rotbraune Grundfarbe und wurden früher irrigerweise für eine eigene Art angesehen. Die Kuckucke haben einen sehr raschen und schwimmenden Flug, der aber meistens nur von einem Baum zum andern geht, und lesen fleißig von den Zweigen die Mücken und Raupen, namentlich die Bärenraupen ab, deren Haare ihnen oft die Magenhaut so dicht verfilzen, daß sie wie Pelz nach dem Strich gebürstet werden kann. Haben sich die Raupen der Wälder verpuppt, so suchen die Vögel in Wiesen und am Wasser Käfer und Libellen, nehmen im Notfall aber auch mit Beeren vorlieb. Sonst ziehen sie das dichte Gesträuch vor und weichen einander gern aus, so daß in einem größeren Revier selten mehr als ein Paar zu finden ist. Dieses fliegt gern zusammen und postiert sich am liebsten auf Baumwipfeln und Pfählen.

Die Eier des Kuckucks sind im Verhältnis zur Vogelgröße beispiellos klein, kaum größer als ein Sperlings- und Bachstelzeneilein. Auffallend ist auch ihre unregelmäßige Färbung. Bald sind sie gelblich bald grünlich bald bläulichweiß, bald punktiert bald gefleckt bald gestrichelt, bald mit braunen bald mit grauen Tröpfchen besprengt, bald ungefleckt. Bekanntlich brüten die Kuckucke diese Eier nicht selbst aus und sind auch in dieser Hinsicht eine außerordentliche Erscheinung. Sie legen in die Nester der Singvögel, besonders der Gartengrasmücken, Rohrsänger, Steinschmätzer und Bachstelzen. Der dem Eilein entschlüpfte sehr kleine Kuckuck wächst außerordentlich rasch, und bald muß sich die kleine Braunelle oder der Zaunkönig alle Mühe geben, das Pflegekind zu erhalten, das weit größer ist als sie selbst. Er frißt nicht nur den eigentlichen Kindern des Nestes fast alle Nahrung weg, sondern drängt dieselben auch vermöge seines größeren Umfangs und seiner Stärke öfters aus der rechtmäßigen Behausung, nachdem das Kuckucksweibchen schon beim Legen des Eies öfter die Vorsicht gebraucht hat, einige der vorgefundenen Eilein aus dem Neste zu werfen. Bei dem allem geschieht es nur sehr selten, daß die kleinen Pflegmütterchen ihre großen Zöglinge wirklich aufgeben und verlassen; dagegen hat man Züge von rührender Treue bemerkt, z. B. wie eine Bachstelze die Zugzeit im Herbste versäumte, um mit der größten Anstrengung ihren jungen Kuckuck zu erhalten, der in einem Baumloch steckte und zu groß gewachsen war, um durchzukommen.

68. Die Eule.

Eines der sonderbarsten Vogelgeschlechter sind die Eulen, jene licht- und menschenscheuen Raubvögel der Nacht, von denen man sich so viel Abenteuerliches erzählt. Sie sind gewöhnlich unsichtbar; denn auch die, welche am Tage auf Raub ausziehen, wissen sich vor den Menschen gar wohl zu verbergen. In Wäldern, Gemäuern und Felsen sitzend fliegen sie in der Regel nur in der Dämmerung oder im Mondschein auf die Jagd und bringen die Beute in der Regel zu ihrem Standorte zurück. Ihr schauerliches Geschrei tönt weit und grausig durch die Schluchten und Wälder in der Stille der Nächte. Manchmal sieht man eine Eule auf einem Aste nahe am Stamm unbeweglich mit glotzenden Augen festsitzen, als wäre sie mit dem Aste verwachsen. Sie läßt den Jäger nahe kommen und fliegt nur ungern und gezwungen ins Dickicht oder bleibt wohl gar hochaufgerichtet stehen. Ihr Gefieder ist eigentümlich locker, weich, elastisch,

und doch so warm, daß diese Vögel auch im Winter ihre Standquartiere beibehalten können. Fast alle haben große, runde Katzenköpfe, ein plattes Gesicht, große, heraussstehende Katzenaugen, einen kurzen, stark gebogenen, halb von Borstenfedern verdeckten Schnabel. Das sonderbare Gesicht ist von einem runden Federkranze eingefaßt, ebenso die Ohren. Das Sehloch des Augensterns verengt und erweitert sich deutlich bei jedem Atemzuge und läßt die Pupille bald groß bald klein erscheinen. Zum Schutze gegen die kleinen Tiere, die sie fangen, sind ihre kurzen Füße dicht befiedert. Mit leisem Fluge nahen sie unbemerkt der Beute. Ihr Gehör ist sehr scharf, ihre Augen dagegen sind bei Tag empfindlich; die Sonne blendet sie. In der Dämmerung sehen sie weit schärfer, in der finstern Nacht dagegen natürlich nichts. Im Fluge sind sie so langsam und unbeholfen, daß sie kein flüchtiges Tier haschen können; sie rauben daher nur kriechende und schlafende Tiere, in Hungerzeiten auch bei Tage, sonst regelmäßig in der Dämmerung. Sie sammeln auch Vorräte und wickeln selbst in der Gefangenschaft das übrige Fleisch ordentlich wieder in die Haut ein und verstecken es. Bei Nacht lockt man sie am leichtesten zum Schusse, wenn man das Pfeifen der Mäuse, ihrer Lieblingsspeise, nachahmt. Trotz ihres etwas dummen Aussehens sind sie nicht ohne List, haben sonderbare, affen- und papageiartige Eigenheiten in ihren Bewegungen und verraten keinen gesellschaftlichen Trieb. Einsam und melancholisch sitzt die Eule in ihrer Felsenspalte, auf ihrem Aste, in ihrem Gemäuer; nur einige wenige Arten halten sich zusammen.

Man unterscheidet in der Eulenfamilie einerseits die sogenannten Ohreulen (Uhu, gemeine Ohreule und Zwergohreule), mit aufrecht stehendem Federbusche über jedem Ohr, und die Käuze oder Glattköpfe ohne Federohren (Waldkauz, Steinkauz, Zwergkauz). Beide Arten gehören wegen ihrer stäten Mäusejagden zu den nützlichsten Tieren und verdienen die sorgfältigste Schonung. Mit Unrecht ist ihnen also jedermann so abhold und hält sie für Unglücksvögel; sie sind, wenn auch etwas unheimlich, doch eben so schön als nützlich. Man jagt sie in der Regel nur zufällig, am häufigsten noch, wenn sie von andern Vögeln angezeigt sind. Ihre abenteuerliche Gestalt entspricht dem oft so abenteuerlichen Orte ihres Aufenthalts und der Abenteuerlichkeit ihres nächtlichen Rufes, der alle Vokale vom dumpfsten U bis zum kreischenden I umfaßt und aus den dunkeln Bergschluchten nervenerschütternd durch die dunkeln Wälder hinhallt.

Erzählungen von Hebel.

69. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand: zwei Kerle auf einem schwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

70. Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchem Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele solche Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist wenigstens einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrieß-

lich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was soll das sein?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe! Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ — Diesmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

71. Der kluge Richter.

Es ist nicht alles so uneben, was im Morgenlande geschieht. Auch folgende Begebenheit soll sich daselbst zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern, an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein? So nimm dein Eigentum zurück!“ So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens, und das war schön. Der andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund, sprach er hierauf, es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenäht. Ich finde aber nur noch 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und Eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten,

und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er's gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach und wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet." So sprach der Richter, und dabei blieb es.

72. Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große, tannene Stubenthüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt Ihr da, guter Freund, mit Eurer Stubenthüre? Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links." Dem sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stubenthüre geschrieben, und nun soll der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat! Wohl dem, der sich in der Not zu helfen weiß!

73. Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn einst im Spätjahr kam in dem Wirtshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderlich aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?" Der Wirt sagte ja und holte den Barbier. Zu dem sagte der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen; aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch vier Kronenthaler. Wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste." Wie der erschrockene Mann das hörte (der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexiert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das nämliche. Wie der Gesell das hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Ich wag's. Gerät es und ich schneid' ihn nicht, so kann ich mir für vier Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen und einen Schnepper. Gerät's nicht, so weiß ich, was ich thue," und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um vier Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: gottlob!

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die vier Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben mich zu rasieren, so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen." Der Lehrjunge aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern wenn Ihr gezuckt hättet, und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvorgekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf und davon ge-

sprungen.“ Als der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest.“

74. Der Star von Segringen.

Selbst einem Staren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen! In Segringen hatte der Barbier einen Star, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen“. Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „Soso, lala“; oder: „Par compagnie“ (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern); oder: „Wie Gott will“; oder: „Du Dolpatsch!“ So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Star warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?“ antwortete er: „Du Dolpatsch!“ und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen; und husch zum Fenster hinaus! weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte; und als sie aufflogen, flog er mit ihnen; denn er dachte: sie wissen die Gelegenheit hierzulande besser als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Garn. Der Star sagte: „Wie Gott will!“ Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um

und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen!“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er sagte: „Ei, Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht; wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel: „Par compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Balbierer von Segringen.

Merke: so etwas passiert einem Staren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par compagnie in die Schlinge geraten und nimmer heraus kommen.

75. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäfte an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern daß er als Taglöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Dritteil davon genügen; mit einem Dritteile zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapital an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte

die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

76. Volney Beckners Tod.

Volney Beckner, der Sohn eines irischen Matrosen, begleitete seinen Vater von Kindesbeinen an auf allen Seefahrten. In seinem zwölften Jahre segelten sie wieder auf weitem Meere. Auf ihrem Schiffe befand sich auch das Kind einer Amerikanerin. Dieses Mädchen lief, während die Aufseherin schlummerte, aufs Verdeck. Es staunte über die unermeßliche Weite des Meeres und sah dem Spiel der hohen Wellen zu. Aber ein unerwartetes Wanken des Schiffes machte es schwindeln, und es fiel ins Meer. Kaum hatte dieses Volneys Vater gesehen, so stürzte er ihm nach und ergriff es beim Oberkleide. Als nun der Matrose mit der einen Hand ruderte, um das Schiff zu erreichen, und mit der andern das Mädchen an seine Brust drückte, sah er einen großen Haifisch gerade auf sich zukommen. „Auf, helft mir!“ schrie er. Jedermann lief auf das Verdeck, aber niemand wagte zur Rettung des Matrosen etwas zu thun; bloß einige Flinten wurden auf den Fisch abgefeuert. Allein das Seeungeheuer schlug mit seinem Schwanze das Meer, öffnete seinen ungeheuren Rachen und drohte den Matrosen zu verschlingen. Jetzt ergreift der junge Volney einen breiten, spitzigen Degen, stürzt sich in das Meer, schwimmt von hinten her unter den Bauch des Fisches und stößt ihm den Degen bis an das Heft in den Leib. Nun ließ der Fisch zwar den Matrosen gehen, aber in der größten Wut wendete er sich gegen den mutigen Knaben, der seine Stöße verdoppelte. In dieser dringenden Not gab es kein Rettungsmittel als schnelle Flucht. Unter den vielen Tauen, welche man vom Schiffe aus dem Sohne und dem Vater zuzuwerfen suchte, waren beide endlich so glücklich, eines zu ergreifen. Eiligst zog man die Taue zurück; schon waren die Personen auf 15 Fuß über dem Wasser, schon ertönte das Freudengeschrei: „Sie sind gerettet! hier sind sie! hier sind sie!“ — als das Seeungeheuer in der Wut alles Mögliche versuchte, um seine Beute nicht zu verlieren. Plötzlich tauchte es unter, um einen desto größeren Sprung zu wagen; mit Blitzesschnelle kam es wieder aus dem Wasser hervor, sprang in die Höhe und zerbiß mit seinen scharfen Zähnen den jungen Volney, der noch in der Luft schwebte, gerade in der Mitte des Leibes.

Beweint von der ganzen Schiffsmannschaft wurden die Überreste des edlen Knaben in die Fluten versenkt.

77. Der kleine Friedensbote.

Von K. Stöber.

1. Ein Gerber und ein Bäcker waren Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich auf das beste. Wenn Gott dem Gerber ein Kind schenkte, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er hatte, einen Pflaumen-, einen Apfel- oder Birnbaum, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Boden gestellt werden sollte. Am Nikolaustag und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer zu den Nachbarsleuten hinüber mit einem Korbe unter dem Arme und teilte unter die kleinen Patenkinder aus, was ihnen der heilige Nikolaus oder das Christkindlein beschert hatte. Je mehr sich die Kinder über die reichen Geschenke freuten, desto mehr freuten sich auch die beiden Frauen, und man brauchte kein Wahrsager zu sein, um zu prophezeien, daß sie einander immer gut sein würden.

2. Aber jeder der beiden Männer hatte einen Hund, der Gerber, als Jagdliebhaber, einen großen, braunen Feldmann, und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten die schönsten und besten Hunde zu haben. Da geschah es denn eines Tages, daß die beiden Hunde sich um einen Knochen zankten. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit zermalmtem Genick vor ihm, und Feldmann lief mit dem Knochen davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Bäcker dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Der Stein flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern durch das Fenster des Gerbers mitten auf den Tisch, an dem dieser gerade in der Zeitung las, und machte ein Loch in die Neuigkeiten. Ohne zu fragen, woher der Wurf gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar mit der weißen Schürze und den aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, Kinder und andere Leute liefen zusammen, und der Zorn der beiden Männer wollte sich nicht legen. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur

um seinen Nachbar vor Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorn der beiden unter, und den Tag darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, für den totgebissenen Mordax einen Thaler zu bezahlen. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die Gerichtskosten teilen.

3. Von jetzt an war es, als wäre zwischen den beiden Familien eine große Kluft aufgethan. Herüber und hinüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Bäckerin ihren Weg rechts; saß der Bäcker in dem Posthause außen in der Stube beim Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Verschläglein. Für den schuldlosen Teil, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase noch der heilige Nikolaus noch das Christkindlein mehr etwas ab.

4. So ging es fast drei Jahre. Eines Tages, am Ende des dritten Jahres, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Weck zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Wilhelm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen, ich hole das Brot.“ Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heute aber lauf' ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brot giebt, geh' ich einmal wieder zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Hand des Herrn spürte, sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Kleinen gehen. Im ersten Brotladen aber hatten die Wecken alle schon ihre Käufer gefunden, und Wilhelm kam wieder zum Thore herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder in ihren Gedanken zu thun pflegen, so daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut geh' ich zum Herrn Paten, heut geh' ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den Schreihals wollte ihm sein Vater wehren; aber ehe er noch das Fenster öffnen konnte, war der kleine Sänger schon in das Haus hinein und kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Er hatte einen geschenkten Eiring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen.“

Noch an dem gleichen Abend wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse, am folgenden Abend konnte man

die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der Bank beisammen sehen, am dritten zeigten die Frauen einander die Leinwand, deren Fäden sie in den drei Kriegsjahren oft mit ihren Thränen genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Friedensbote gekommen war; denn nach einigen Wochen verfiel der Bäcker in ein Nervenfieber und aus diesem bald darauf in den Todesschlummer. Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung!

78. Die Stecknadel.

Nach Pustkuchen-Glanzow.

1. In das Magazin des reichen Kaufmanns Samuel Richter in Danzig trat ein armer zehnjähriger Knabe und sprach den Buchhalter um ein Almosen an. „Hier wird nichts gereicht! brummte der Beschäftigte; mach, daß du fortkommst!“ Bitterlich weinend schlich der Arme langsam zur Thüre, wo Herr Richter ihm entgegentrat. „Was giebt es denn hier?“ fragte er den Diener. „Ein unnützer Bettelbube,“ war die Antwort des Buchhalters, der von der Arbeit kaum aufblickte. Herr Richter sah dem Knaben nach und bemerkte, wie er dicht vor der Thüre etwas von der Erde aufhob. „He, Kleiner! was hebst du denn da auf?“ rief er ihm nach. Der weinende Knabe wandte sich um und zeigte eine Stecknadel. „Und was willst du damit?“ fragte jener weiter. „Mein Wams hat Löcher, war die Antwort; das größte steck' ich damit zu.“

Das gefiel Herrn Richter und noch mehr das unschuldige Gesicht des Knaben. „Aber, sagte er freundlich ernst, schämst du dich nicht, so jung und gesund wie du bist, zu betteln? Kannst du nicht arbeiten?“ „Ach, lieber Herr, versetzte der Knabe, ich verstehe nichts, und zum Dreschen und Holzspalten bin ich noch zu klein. Mein Vater ist seit drei Wochen tot, und meine arme Mutter und meine kleinen Brüder haben seit zwei Tagen nichts gegessen. Da bin ich denn in der Angst hinausgegangen und habe die Menschen um Mitleid angesprochen. Aber ach! nur ein einziger Bauer gab mir gestern ein Stückchen Brot, seitdem niemand einen Bissen wieder.“

Gewöhnlich lügen die Bettler von Gewerbe auf ähnliche Weise, und das verhärtet viele Menschen gegen die wahre Not. Der Kaufmann aber traute für diesmal dem ehrlichen Gesichte des Knaben. Er griff in seine Tasche, zog ein Geldstück hervor und sagte: „Hier ist ein halber Thaler; geh dort zum Bäcker und kaufe für die Hälfte des Geldes Brot für dich und deine Mutter und Geschwister; die

andere Hälfte aber bring mir zurück!" Der Knabe nahm das Geld und sprang fröhlich fort. „Nun, sagte der grämliche Buchhalter, der wird ins Fäustchen lachen und nie wieder kommen." „Wer weiß?" antwortete Herr Richter, und schon sah er den Knaben in vollem Lauf zurückkehren, ein Schwarzbrot in der einen Hand, das übrige Geld in der andern. „Da, lieber Herr, sprach er fast atemlos, da ist das übrige Geld." Gleich darauf erbat er sich heißhungrig ein Messer, um sich ein Stückchen Brot abschneiden zu können. Der Buchhalter reichte ihm still ein Taschenmesser hin. Eilfertig schnitt er sich eine Kruste ab und wollte schon einbeißen. Doch plötzlich besann er sich, legte das Brot beiseite und betete still mit gefalteten Händen ein kleines Tischgebet. Dann ließ er sich das Brot trefflich schmecken.

2. Den Kaufmann rührte diese ungeheuchelte Frömmigkeit des Knaben. Er befragte ihn um seine Herkunft und Heimat und erfuhr aus seinen treuherzigen Mitteilungen: der Vater habe in einem vier Meilen von Danzig entfernten Orte gewohnt und ein kleines Haus und Gut besessen. Das Haus aber sei abgebrannt, und seine Kränklichkeit habe ihn gezwungen den Acker zu verkaufen. Er habe sich hierauf bei einem reichen Nachbar als Hirten verdungen, sei aber dem Kummer und der Anstrengung erlegen. Nun befinde sich seine Mutter, die vor Gram ebenfalls erkrankt sei, mit vier kleinen Kindern im bittersten Elend. Er, der Älteste, habe Hilfe suchen wollen, sei anfänglich von Dorf zu Dorf gegangen, endlich auf die große Landstraße geraten und zuletzt, da er überall vergebens gefleht, bis nach Danzig gekommen.

3. Dem Kaufmann wurde das Herz weich. Er hatte nur ein einziges Kind, und der Knabe erschien ihm wie ein kleiner Himmelsbote, den Gott zur Prüfung seiner Dankbarkeit ausgesandt habe. „Höre, mein Sohn, fing er an, hast du denn wirklich Lust etwas zu lernen?" „Ach ja, rief der Knabe, wie gern! Ich kann auch schon den Katechismus lesen und verstände wohl noch mehr; aber zu Hause mußte ich immer den kleinen Bruder tragen, weil die Mutter krank auf dem Stroh lag."

Herr Richter fühlte sich plötzlich entschlossen. „Wohl! sagte er, wenn du fromm, brav und fleißig bist, so will ich für dich sorgen. Du sollst etwas lernen, sollst Essen, Trinken und Kleider bekommen und mit der Zeit auch etwas verdienen. Dann kannst du deine Mutter und Geschwister auch unterstützen." Des Knaben Augen leuchteten vor Freude bei des Kaufmanns Worten. Aber auf einmal

schlug er sie wieder zu Boden und sagte traurig: „Meine Mutter hat noch immer nichts zu essen!"

Eben war, wie von Gott gesendet, ein Einwohner aus des Knaben Geburtsort in Herrn Richters Haus getreten. Dieser bestätigte alle Aussagen des Kleinen und übernahm es gern, der Mutter Nachricht wegen ihres Gottliebs und von seiten des Kaufmanns Brot und etwas Geld zu bringen. Zugleich mußte der Buchhalter einen Brief an den Pfarrer des Dorfes schreiben, worin die Witwe der Fürsorge desselben empfohlen, noch eine Unterstützung für sie beigeschlossen und eine fernere Beisteuer verheißen wurde. Als dies geschehen war, besorgte Herr Richter für den Knaben in aller Eile anständige Kleidung und brachte ihn dann mittags zu seiner Gattin, die er von des kleinen Gottliebs Schicksal und den Plänen, welche er mit ihm hatte, genau unterrichtete. Die brave Frau versprach gern ihren Mann dabei nach Vermögen zu unterstützen, und sie hielt in der Folgezeit ehrlich ihr Wort.

In den nächsten vier Jahren mußte Gottlieb die Schulen der großen Handelsstadt besuchen; dann nahm ihn sein treuer Pflegevater auf das Comptoir, um ihn zur Handlung anzuleiten. Dort wie hier, auf der Schulbank wie am Schreibpult, zeichnete der heranreifende Jüngling sich nicht nur durch natürliche Anlagen, sondern auch durch redlichen Fleiß aus. Dabei blieb sein Herz unverdorben. Von seinem wöchentlichen Taschengelde sandte er die Hälfte regelmäßig seiner Mutter, bis sie starb. Sie hatte ihre letzten Lebensjahre zwar nicht im Wohlstande, aber durch des edlen Richter und ihres Sohnes Beihilfe doch ohne drückende Sorge zugebracht.

4. Nach dem Tode der geliebten Mutter gab es für Gottlieb keinen teureren Menschen als seinen Wohlthäter. Ihm zu liebe betrieb er das Geschäft eines Kaufmanns immer eifriger. Er begann damit, den Überschuß seines Taschengeldes, den er jetzt nach Gefallen benützen konnte, auf einen Handel mit Hamburger Schreibfedern zu verwenden. Als er hiedurch bei kleinem Vorteil und billigem Preise doch gegen 120 Thaler gewonnen hatte, traf es sich, daß er in seinem Geburtsdorfe eine bedeutende Menge Hanf und Flachs fand, die sehr gut und dabei doch sehr wohlfeil im Ankaufe war. Er bat seinen gütigen Pflegevater um einen Vorschuß von 200 Thalern, den dieser mit Freuden gewährte. Und das Geschäft gelang so wohl, daß Gottlieb schon im dritten Lehrjahre ein Vermögen von 500 Thalern besaß. Er unternahm jetzt gleichzeitig mit dem

Flachshandel einen Handel mit Sackleinwand, und beide Erwerbszweige machten ihn in zwei Jahren um 1000 Thaler reicher.

Dies geschah noch während der üblichen fünfjährigen Lehrzeit. Nach deren Beendigung diente Gottlieb noch andere fünf Jahre seinem Wohlthäter mit Fleiß, Geschick und Treue, trat dann in die Stelle des Buchhalters ein und wurde drei Jahre später von Herrn Richter zum wirklichen Mitglied oder Teilhaber der ganzen Handlung mit einem Drittel des Gewinns aufgenommen.

Aber es war nicht Gottes Wille, daß dieser Bund lange dauern sollte. Eine schleichende Krankheit warf Herrn Richter nieder und hielt ihn zwei Jahre an das Lager gefesselt. Was liebende Dankbarkeit nur vermag, das wandte Gottlieb jetzt an, um seinem Wohlthäter etwas zu vergelten. Er wurde durch verdoppelte Anstrengung die Seele der ganzen Handlung, und doch wachte er ganze Nächte lang mit seines Wohlthäters Gattin an dessen Lager, bis dieser endlich in seinem fünfundsechzigsten Lebensjahre sanft entschlummerte.

5. Im Jahre 1828, zehn Jahre nach Richters Tod, war die Firma „Gottlieb B . ., Samuel Richters Erben“ eine der geachtetsten in ganz Danzig. Drei Schiffe befuhren für dieselbe die Ost- und Nordsee, und Gottes Obhut schien besonders über dem Eigentum ihres braven Herrn zu wachen. Dieser blieb auch in der That brav. Er ehrte seine zweite Mutter wie ein Kind und pflegte sie bei ihrer zunehmenden Schwäche aufs zärtlichste, bis sie in ihrem zweiundsiebzigsten Jahre in seinen Armen verschied. Was er in den Notjahren 1816 und 1817 an den Bedürftigen that, das können wir hier nicht erzählen; aber die Engel im Himmel haben es gesehen.

Da die Ehe, die er mit der Tochter seines Wohlthäters geschlossen hatte, kinderlos blieb, so nahm er die beiden ältesten Söhne seiner zwei Brüder zu sich ins Haus und bestimmte sie zu seinen Erben. Um sie jedoch in der Demut zu erhalten, zeigte er ihnen oft die für ihn so segenbringende Stecknadel, die jetzt an einem feinen holländischen Tuchrock prangte, und vermachte sie als Erbstück dem, der jedesmal der Älteste in der Familie sein würde.

79. Benjamin Franklin und die Lehren des alten Richard.

1. Benjamin Franklin wurde im Jahr 1706 den 17. Januar zu Boston in Amerika geboren. Früh war er seinen unbemittelten Eltern im Lichterziehen und Seifensieden behilflich, welchem Geschäfte er sich dann auch widmen sollte. Schon in seinem elften Jahre las er so gern, daß

er alles Geld, was er bekam, auf den Ankauf nützlicher Bücher verwendete. Er las aber nicht zum Zeitvertreib, sondern um seinen Geist mit Kenntnissen zu nähren und seinen Verstand und sein Herz auszubilden. Als er zwölf Jahre alt war, erlernte er bei seinem Bruder die Buchdruckerkunst, reiste in seinem siebzehnten Jahre nach Philadelphia, arbeitete daselbst bei einem Buchdrucker, las lehrreiche Bücher, übte sich in Anfertigung schriftlicher Aufsätze und bildete sich immer mehr zu einem verständigen, einsichtsvollen Manne aus. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erfand er den Blitzableiter. Bei seinen Mitbürgern gewann er ein solches Ansehen und Vertrauen, daß er mehrmals in wichtigen Staatsangelegenheiten nach England und Frankreich geschickt wurde. Er starb 1790 am 17. April. Seine Schriften enthalten einen solchen Schatz von Lebensweisheit, daß sie gewiß zu den vorzüglichsten ihrer Art gehören. Besonders sind die „Lehren des alten Richard" so schön und treffend, daß sie in jeder Familie bekannt zu sein verdienen. Folgendes ist das Wichtigste daraus.

2. Einst, so erzählt Franklin, hielt ich mit meinem Pferd an einem Orte an, wo sich einer öffentlichen Versteigerung wegen eine Menge Menschen versammelt hatte. Es war noch etwas früh; die Leute sprachen von den schlechten Zeiten, und einer davon wandte sich an einen alten, dem Ansehen nach wohlhabenden Mann mit grauen Haaren: „Und Ihr, Vater Richard, was sagt Ihr zur jetzigen Zeit? Glaubt Ihr nicht auch, daß die schweren Abgaben das Land aussaugen werden?" Richard stand auf und erwiderte: „Mein guter Rat steht Euch, und zwar in aller Kürze, zu Diensten; denn ein Wort ist dem Weisen und Verständigen genug." Die ganze Gesellschaft drang in ihn, er möge sprechen. Man trat in einen Kreis um ihn, und er fing also an: „Liebe Freunde und gute Nachbarn! Die Ausgaben sind allerdings etwas schwer; allein wenn wir sonst keine als an die Obrigkeit zu zahlen hätten, so wollten wir wohl damit fertig werden. Wir haben aber noch viele andere, die uns weit schwerer fallen. Unsere Faulheit z. B. nimmt uns zweimal mehr ab als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit dreimal und unsere Thorheit viermal mehr. Über einen Regenten, der das Volk den zehnten Teil des Jahres zu fronen zwänge, würde jedermann schreien; aber die Faulheit nimmt uns noch viel mehr ab. Rechnet einmal die Zeit, die ihr in gänzlichem Müßiggang, d. h. mit Nichtsthun oder in Zerstreuungen, die nicht weiter führen, zubringt, und ihr werdet finden, daß ich recht habe. Müßiggang, sage ich euch, ist aller Laster Anfang; er führt Krankheiten herbei und verkürzt notwendigerweise unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang ist ein Rost, der weit mehr angreift als die Arbeit. Der Schlüssel, den man oft braucht, ist immer blank. Liebst du aber dein Leben, so verschwende die Zeit nicht; denn sie ist das, woraus das Leben besteht. Wie viel verlieren wir nicht allein dadurch, daß wir länger schlafen als nötig ist, ohne zu

bedenken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe lang genug schlafen! Verlorene Zeit läßt sich nicht wieder finden, und was wir Zeit genug nennen, reicht am Ende selten zu."

3. „Wohlan denn, lasset uns die Hände regen, so lange wir noch Kraft haben! Faulheit macht alles schwer, der Fleiß alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit hineinkommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armut sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft dich nicht antreibt! Zeitig in das Bett und zeitig aus dem Bett macht den Menschen gesund, reich und weise. Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Ändert euch selbst, so werden sich die Zeiten auch ändern! Fleiß hat nicht nötig zu wünschen. Wer sich mit Hoffnungen nährt, der läuft Gefahr Hungers zu sterben. Ohne Mühe hat man keinen Gewinn. Wer ein Gewerbe hat, der besitzt auch Vermögen; und wer einen Beruf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Wer arbeiten will, der findet immer Brot. Dem fleißigen Manne schaut wohl der Hunger in das Haus, hinein aber wagt er sich nicht. Die Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott alles. Arbeite heute; denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr wert als zwei Morgen. Greife die Arbeit mäßig an und bedenke ferner: in Handschuhen fängt die Katze keine Mäuse! Aber selbst Fleiß allein ist nicht hinreichend; wir müssen auch beständig, nicht fahrlässig noch störrisch sein; wir müssen selbst ein Auge auf unsere Arbeit haben und uns nicht zu viel auf andere verlassen. Ein Baum, der oft versetzt wird, und eine Familie, die oft auszieht, gedeihen weniger als diejenigen, welche auf ihrem Platze bleiben. Dreimal ausziehen ist so viel als einmal abbrennen. Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen! Willst du deine Sache gut ausgerichtet haben, so gehe selbst! Wer durch den Pflug reich werden will, der muß ihn selbst anfassen. Das Auge des Herrn fördert mehr als seine beiden Hände. Eine kleine Vernachlässigung kann großes Unheil anrichten. Weil ein Nagel fehlte, ging das Hufeisen verloren, das Pferd, weil es des Hufeisens entbehrte, und der Reiter, weil ihm das Pferd fehlte. Der Feind holte ihn ein und tötete ihn."

4. „Wer nicht ebensogut zu sparen als zu verdienen weiß, der kann sich zu Tode arbeiten, ohne einen Pfennig zu hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament. Wie gewonnen, so zerronnen! heißt es von manchem schönen Thaler. Seit die Männer über den Spiel- und Trinkgesellschaften Axt und Hammer, und seit die Frauen über den Kaffee- und Theevisiten den Spinnrocken und das Strickzeug vergessen haben, ging manches Vermögen fast in derselben Zeit verloren, in der es erworben wurde. Willst du reich werden, so lerne nicht allein erwerben, sondern auch sparen! Schränkt euern thörichten Aufwand ein, so braucht es keine

Klagen im Hause! Ihr glaubt vielleicht, eine einzige Schale Kaffee, ein Glas Wein oder Bier, etwas feinere Kleider, dann und wann ein besonderes Vergnügen, dies alles habe nicht viel auf sich; aber erinnert euch: ein Wenig, mehrmals wiederholt, macht ein Viel! Hütet euch vor den oft wiederholten Ausgaben! Eine kleine Öffnung versenkt ein großes Schiff, und Wohlgeschmack führt zum Bettelsack."

5. „Ihr habt euch hier zu einer öffentlichen Versteigerung von allerhand Sachen versammelt. Ihr nennet diese Dinge Güter; aber ihr möget euch wohl vorsehen, daß sie nicht einigen zu Übeln werden. Ihr denkt, sie werden wohlfeil, vielleicht weit unter dem Werte abgehen; allein wenn ihr sie nicht notwendig braucht, so werdet ihr sie auf jeden Fall zu teuer bezahlen. Kaufe nur, was du nicht brauchst, so wirst du bald verkaufen müssen, was du brauchst."

„Der Weise wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch seinen eigenen. Ich kenne Leute, welche selbst hungern und ihren eigenen Kindern das Brot entziehen, um sich Geld für ein unnötiges schönes Kleid zu ersparen. Seide und Sammet löschen aber das Feuer in der Küche aus. So weit ist es gekommen, daß der erkünstelten Bedürfnisse mehr sind als der natürlichen. Durch solche und ähnliche Thorheiten sind reiche und vornehme Leute an den Bettelstab gekommen und genötigt worden, die um Hilfe anzusprechen, auf welche sie früher hochmütig herabgesehen haben, die aber durch Fleiß und Sparsamkeit zu Vermögen und Ansehen gekommen sind. Ein Bauer auf den Füßen ist besser als ein Edelmann auf den Knien. Mancher, der am meisten klagt, hatte ein artiges Vermögen geerbt; er vergaß aber, wie er dazu gekommen, und dachte: es ist Tag, es wird niemals Nacht werden. Aber wenn man immer aus dem Mehlfaß nimmt und nicht wieder hineinfüllt, so kommt man bald auf den Boden. Wenn der Brunnen trocken ist, schätzt man erst das Wasser. Wollt ihr wissen, was das Geld wert ist, so geht hin und borgt! Sorgen folgt auf Borgen. Hast du ein schönes Stück ins Haus gekauft, so mußt du noch zehn dazu kaufen, damit alles zusammenpaßt. Es ist leichter dem ersten Gelüste widerstehen als allen folgenden; und der Arme, welcher den Reichen spielt, ist ebenso lächerlich als der Frosch, welcher sich aufblies, um so groß zu werden als der Stier. Große Schiffe können sich ins weite Meer wagen; kleine Fahrzeuge müssen sich am Ufer halten. Welche Thorheit, der entbehrlichsten Dinge wegen Schulden zu machen! Wer sich in Schulden steckt, giebt anderen ein Recht über seine Freiheit. Könnt ihr zur gesetzten Frist nicht bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn euer Gläubiger euch begegnet. Ihr werdet ängstlich sein, wenn ihr mit ihm sprecht, und elende Entschuldigungen herstammeln. Nach und nach werdet ihr Treu' und Glauben verlieren, das Schamgefühl schwächen und euch gar durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Ein rechtschaffener

Mann sollte jedem ohne Furcht ins Gesicht sehen können; verschuldete Armut aber raubt das Selbstgefühl, die Selbständigkeit und die Tugend. Es hält gewiß schwer, daß sich ein leerer Sack gerade aufrecht halte. Wer immer darauf denkt zu kaufen, was ihm gefällt, der vergißt leicht die Bezahlung; die Gläubiger aber haben ein besseres Gedächtnis als die Schuldner, und niemand sieht fleißiger in den Kalender als jene. Die Zahlungszeit kommt dem Schuldner immer zu früh. Darum bewahret eure Freiheit und Unabhängigkeit; seid arbeitsam und ihr seid frei. Vielleicht seid ihr eben jetzt in Umständen, eure Kauflust befriedigen zu können; dennoch leget lieber etwas für das Alter und für Notfälle zurück! Die Mittagssonne scheint nicht den ganzen Tag. Der Verdienst kann von kurzer Dauer und ungewiß sein; die Ausgaben aber sind gewiß und dauern solang ihr lebet. Es ist leichter zwei Schornsteine zu bauen als einen warm zu halten. Geht lieber ohne Abendbrot zu Bette, als daß ihr mit Schulden aufsteht! Erwerbet, so viel ihr könnt und haltet zu Rat, was ihr erworben habt; das ist der wahre Stein der Weisen. So, meine Freunde, lauten die Lehren der Erfahrung und der Klugheit."

Hiemit schloß Vater Richard seine Rede. Die Leute hörten ihm aufmerksam zu und billigten seine weisen Lehren. Als aber die Versteigerung begann, — da kauften die meisten ohne Verstand und Überlegung.

80. Frau Holla und der treue Eckart.

Aus den deutschen Sagen der Brüder Grimm.

In Thüringen liegt ein Dorf Namens Schwarza; da zog um Weihnachten Frau Holla vorüber, und vorn im Haufen ging der treue Eckart und warnte die begegnenden Leute aus dem Wege zu weichen, daß ihnen kein Leid widerfahre. Ein paar Bauernknaben hatten gerade Bier in der Schenke geholt, das sie nach Hause tragen wollten, als der Zug erschien, dem sie zusahen. Die Gespenster nahmen aber die ganze breite Straße ein; da wichen die Dorfjungen mit ihren Kannen abseits in eine Ecke. Bald nahten sich unterschiedene Weiber aus der Rotte, nahmen die Kannen und tranken. Die Knaben schwiegen aus Furcht stille; doch wußten sie nicht, was sie zu Hause sagen sollten, wenn sie mit leeren Krügen kommen würden. Endlich trat der treue Eckart herbei und sagte: „Das riet euch Gott, daß ihr kein Wörtchen gesprochen habt, sonst wären euch eure Hälse umgedreht worden; gehet nun flugs heim und sagt keinem Menschen etwas von der Geschichte, so werden eure Kannen immer voll Bier sein und wird ihnen nie gebrechen.“ Das thaten die Knaben und es war so:

die Kannen wurden niemals leer; und drei Tage nahmen sie das Wort in acht. Endlich aber konnten sie's nicht länger bergen, sondern erzählten aus Vorwitz ihren Eltern den Verlauf der Sache; da war es aus, und die Krüglein versiegten.

81. Der einkehrende Zwerg.

Aus den deutschen Sagen der Brüder Grimm.

Vom Dörflein Rallingen am Thunersee wird erzählt: Bei Sturm und Regen kam ein wandernder Zwerg durch das Dörflein, ging von Hütte zu Hütte und pochte regentriefend an die Thüren der Leute, aber niemand erbarmte sich und wollte ihm öffnen, ja sie höhnten ihn noch aus dazu. Am Rand des Dorfes wohnten zwei fromme Arme, Mann und Frau; da schlich das Zwerglein müde und matt an seinem Stab einher, klopfte dreimal bescheidentlich ans Fensterchen; der alte Hirt that ihm sogleich auf und bot gern und willig dem Gaste das Wenige dar, was sein Haus vermochte. Die alte Frau trug Brot auf, Milch und Käs; ein paar Tropfen Milch schlürfte das Zwerglein und aß Brosamen von Brot und Käse. „Ich bin's eben nicht gewohnt, sprach es, so derbe Kost zu speisen; aber ich dank' euch von Herzen, und Gott lohn's! Nun ich geruht habe, will ich meinen Fuß weiter setzen.“ „Ei bewahre! rief die Frau; in der Nacht in das Wetter hinaus! nehmt doch mit einem Bettlein vorlieb!“ Aber das Zwerglein schüttelte und lächelte: „Droben auf der Fluh hab' ich allerhand zu schaffen und darf nicht länger ausbleiben, morgen sollt ihr mein schon gedenken.“ Damit nahm's Abschied, und die Alten legten sich zur Ruhe. Der anbrechende Tag aber weckte sie mit Unwetter und Sturm, Blitze fuhren am roten Himmel und Ströme Wassers ergossen sich. Da riß oben am Joch der Fluh ein gewaltiger Fels los und rollte zum Dorf herunter, mitsamt Bäumen, Steinen und Erde. Menschen und Vieh, alles, was Atem hatte im Dorf, wurde begraben. Schon war die Woge gedrungen bis an die Hütte der beiden Alten; zitternd und bebend traten sie vor ihre Thüre hinaus. Da sahen sie mitten im Strome ein großes Felsenstück nahen, oben drauf hüpfte lustig das Zwerglein, als wenn es ritte, ruderte mit einem mächtigen Fichtenstamm, und der Fels staute das Wasser und wehrte es von der Hütte ab, daß sie unverletzt stand und die Hausleute außer Gefahr. Aber das

Zwerglein schwoll immer größer und höher, ward zu einem ungeheuren Riesen und zerfloß in die Luft, während jene auf gebogenen Knien beteten und Gott für ihre Errettung dankten.

82. Der Esel und der Hund.

Gespräch von Gotthold.

Esel. Wahrlich, etwas Besseres hätte mir gar nicht begegnen können, als daß ich hier eine Löwenhaut finde. Denn wenn ich mir diese umthue, so werden mich alle für einen Löwen halten und vor mir fliehen; ich aber werde dann gehen, wohin ich will, und brauche nicht mehr schwere Säcke in die Mühle zu tragen. Ha, wie sie laufen, wie sie rennen! Dort fällt ein Knabe, weil er schneller laufen will als er kann, und dort läßt ein Mütterchen in ihrer Herzensangst einen ihrer Pantoffeln im Stiche. In einem Nu habe ich die ganze Straße leer gemacht, alles verbirgt sich vor mir in den Häusern. In meinem ganzen Leben hatte ich nicht geahnt, was für ein großes Vergnügen es ist, ein Löwe zu sein. Nun bin ich der König der Tiere, und Tiere und Menschen zittern und beben vor mir. Des Müllers Packan allein besinnt sich noch, ob er auch die Flucht ergreifen will. Aber warte, mein guter Packan, ich will dich schon ausreißen lehren.

Packan. Da kommt der Löwe gerade auf mich zu. Mit jedem Hunde, mit dem Wolfe und selbst mit dem Bären nehm' ich's auf; aber der Löwe — nein, der ist mir zu stark.

Esel. Ich glaube gar, der Hund hat Lust sich zu besinnen, ob er Respekt vor mir haben will. Er geht sehr langsam und wagt es, sich immer nach mir umzusehen. Ich will also einmal ein entsetzliches Löwengebrüll ausstoßen. Das soll ihm Beine machen. Jah, iah!

Packan. Was hör' ich? Jah, iah! So brüllt der Löwe nicht; das ist sicherlich unser Freund Langohr. Ich will ihn doch entlöwen und wieder in einen Esel umwandeln. He, Langohr, her mit dem Löwenfell, her damit! laß fahren! So, so! ein sauberer Löwe! Da hast du ein paar gute Hundsbisse, damit dir ein andermal die Lust vergehe, das ganze Dorf in Schrecken zu setzen. Fort mit dir in die Mühle!

Esel. O ich armer gewesener Löwe! o ich ärmster wirklicher Esel! Nun lern' ich aus eigener Erfahrung: nicht bloß sich mit fremden Federn zu schmücken ist gefährlich, sondern auch eine fremde Haut anzulegen.

83. Der kleine Muck.

Märchen von Wilhelm Hauff.

1. Die Karawane hatte das Ende der Wüste erreicht, und fröhlich begrüßten die Reisenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick sie viele Tage entbehrt hatten. In einem schönen Thale lag eine Karawanserei, die sie sich zum Nachtlager wählten, und obgleich sie wenig Bequemlichkeit und Erfrischung darbot, so war doch die ganze Gesellschaft heiterer und zutraulicher als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beschwerlichkeiten, die eine Reise durch die Wüste mit sich bringt, entronnen zu sein, hatte alle Herzen geöffnet und die Gemüter zu Scherz und Kurzweil gestimmt. Muley, der junge, lustige Kaufmann, tanzte einen komischen Tanz und sang Lieder dazu, die selbst dem ernsten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er seine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geschichte zum besten, die er ihnen versprochen hatte, und hub, als er von seinen Luftsprüngen sich erholt hatte, also zu erzählen an:

Die Geschichte von dem kleinen Muck.

2. In Nicäa, meiner lieben Vaterstadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch sehr jung war, noch recht wohl denken, besonders weil ich einmal von meinem Vater wegen seiner hart gezüchtigt wurde. Der kleine Muck nämlich war schon ein alter Geselle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine sonderbare Gestalt; denn sein Leib, so klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute. Er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte sich sogar selbst. Auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder gestorben sei (denn er ging alle vier Wochen nur einmal aus), wenn nicht um die Mittagsstunde ein mächtiger Dampf aus dem Hause aufgestiegen wäre. Doch sah man ihn oft abends auf seinem Dache auf- und abgehen; von der Straße aus glaubte man aber, nur sein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böse Buben, die jedermann gerne neckten und belachten; daher war es uns allemal ein Festtag, wenn der kleine Muck ausging; wir versammelten uns an dem bestimmten Tage vor seinem Haus und warteten, bis er herauskam. Wenn dann die Thüre aufging und zuerst der große Kopf mit dem noch größern Turban herausguckte, wenn dann das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeschabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, so lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck stak, wenn er so heraustrat, da ertönte die Luft von unserem Freudengeschrei, wir warfen unsere Mützen in die Höhe und tanzten wie toll um ihn

her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernsthaftem Kopfnicken und ging mit langsamen Schritten die Straße hinab, dabei schlurfte er mit den Füßen; denn er hatte große, weite Pantoffeln an, wie ich sie sonst nie gesehen. Wir Knaben liefen hinter ihm her und schrien immer: „Kleiner Muck, kleiner Muck!" Auch hatten wir ein lustiges Verslein, das wir ihm zu Ehren hie und da sangen; es hieß:

Kleiner Muck, kleiner Muck,
Wohnst in einem großen Haus,
Gehst nur all vier Wochen aus,
Bist ein braver, kleiner Zwerg,
Hast ein Köpflein wie ein Berg,
Schau dich einmal um und guck,
Lauf und fang uns, kleiner Muck!

So hatten wir schon oft unsere Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es gestehen: ich trieb's am ärgsten; denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchst lächerlich vor; aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen sah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich versteckte mich an der Hausthüre und sah den Muck wieder herauskommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Thüre unter vielen Bücklingen sich von ihm verabschiedete. Mir war gar nicht wohl zu Mut, ich blieb daher lange in meinem Versteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demütig und mit gesenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du hast, wie ich höre, den guten Muck geschimpft?" sprach er in sehr ernstem Tone. „Ich will dir die Geschichte dieses Muck erzählen, und du wirst ihn gewiß nicht mehr auslachen! vor- und nachher aber bekommst du das Gewöhnliche." Das Gewöhnliche aber waren 25 Hiebe, die er nur allzurichtig aufzuzählen pflegte. Er nahm daher sein langes Pfeifenrohr, schraubte die Bernsteinmundspitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

3. Als die Fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir aufzumerken und erzählte mir von dem kleinen Muck: „Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angesehener, aber armer Mann, hier in Nicäa. Er lebte beinahe so einsiedlerisch als jetzt sein Sohn. Diesen konnte er nicht wohl leiden, weil er sich seiner Zwerggestalt schämte, und ließ ihn daher auch in Unwissenheit aufwachsen. Der kleine Muck war noch in seinem sechzehnten Jahre ein lustiges Kind, und der Vater, ein ernster Mann, tadelte ihn immer, daß er, der schon längst die Kinderschuhe zertreten haben sollte, noch so dumm und läppisch sei."

„Der Alte that aber einmal einen bösen Fall, an welchem er auch starb. Die harten Verwandten, denen der Verstorbene mehr schuldig war als er

bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hause und rieten ihm, in die Welt hinaus zu gehen und sein Glück zu suchen. Der kleine Muck antwortete, er sei schon reisefertig, bat sich aber nur noch den Anzug seines Vaters aus, und dieser wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer, starker Mann gewesen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rat; er schnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er schien aber vergessen zu haben, daß er auch in der Weite davon schneiden müsse, daher sein sonderbarer Aufzug, wie er noch heute zu sehen ist; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hosen, das blaue Mäntelein, alles dies sind Erbstücke seines Vaters, die er seitdem getragen; den langen Damaszenerdolch seines Vaters aber steckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und wanderte zum Thor hinaus."

„Fröhlich wanderte er den ganzen Tag; denn er war ja ausgezogen, um sein Glück zu suchen. Wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenschein glänzen sah, so steckte er ihn gewiß zu sich im Glauben, daß er sich in den schönsten Diamant verwandeln werde. Sah er in der Ferne die Kuppel einer Moschee wie Feuer strahlen, sah er einen See wie einen Spiegel blinken, so eilte er voll Freude darauf zu; denn er gedachte in einem Zauberland angekommen zu sein. Aber ach! jene Trugbilder verschwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn seine Müdigkeit und sein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen sich befinde. So war er zwei Tage gereist unter Hunger und Kummer und verzweifelte sein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren seine einzige Nahrung, die harte Erde sein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen schimmerten auf den Dächern und schienen den kleinen Muck zu sich herzuwinken. Überrascht stand er stille und betrachtete Stadt und Gegend. „Ja, dort wird Klein-Muck sein Glück finden," sprach er zu sich, und machte trotz seiner Müdigkeit einen Luftsprung, „dort oder nirgends." Er raffte alle seine Kräfte zusammen und schritt auf die Stadt zu. Aber obgleich sie ganz nahe schien, konnte er sie doch erst gegen Mittag erreichen; denn seine kleinen Glieder versagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienst, und er mußte sich oft in den Schatten einer Palme setzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor der Stadt angelangt. Er legte sein Mäntelein zurecht, band den Turban schöner um, zog den Gürtel noch breiter an und steckte den langen Dolch schiefer; dann wischte er den Staub von den Schuhen, ergriff sein Stöcklein und ging mutig zum Thor hinein."

4. „Er hatte schon einige Straßen durchwandert; aber nirgends öffnete sich eine Thüre, nirgends rief man, wie er sich vorgestellt hatte: „Kleiner Muck, komm herein und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen!" Er schaute gerade auch wieder recht sehnsüchtig an einem großen schö-

nen Haus hinauf; da öffnete sich ein Fenster, eine alte Frau schaute heraus und rief mit singender Stimme:

„Herbei, herbei!
Gekocht ist der Brei,
Den Tisch ließ ich decken,
Drum laßt es euch schmecken;
Ihr Nachbarn herbei!
Gekocht ist der Brei."

„Die Thüre des Hauses öffnete sich, und Muck sah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er stand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen solle; endlich aber faßte er sich ein Herz und ging in das Haus. Vor ihm her gingen ein paar junge Kätzlein, und er beschloß ihnen zu folgen, weil sie vielleicht die Küche besser wüßten als er."

„Als Muck die Treppe hinaufgestiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenster herausgeschaut hatte. Sie sah ihn mürrisch an und fragte nach seinem Begehr. „Du hast ja jedermann zu deinem Brei eingeladen, antwortete der kleine Muck, und weil ich so gar hungrig bin, bin ich auch gekommen." Die Alte lachte laut und sprach: „Woher kommst du denn, wunderlicher Gesell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Gesellschaft aus der Nachbarschaft ein, wie du siehst." Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach seines Vaters Tod so hart ergangen sei, und bat sie, ihn heute mit ihren Katzen speisen zu lassen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm ihr Gast zu sein und gab ihm reichlich zu essen und zu trinken. Als er gesättigt und gestärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und sagte dann: „Kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienste, du hast geringe Mühe und sollst gut gehalten sein." Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geschmeckt hatte, willigte ein und wurde also der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber sonderbaren Dienst. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen. Diesen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köstlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen achtunggeben; wenn sie aßen, mußte er ihnen die Schüsseln vorlegen, und nachts mußte er sie auf seidene Polster legen und sie mit samtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus, die er bedienen mußte; doch wurden mit diesen nicht so viele Umstände gemacht wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Übrigens führte Muck ein so einsames Leben wie in seines Vaters Haus; denn außer der Frau sah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang ging es dem kleinen Muck ganz gut: er hatte immer zu essen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau schien recht zufrieden mit ihm zu sein. Aber nach und nach wurden die Katzen unartig;

wenn die Alte ausgegangen war, sprangen sie wie besessen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches schöne Geschirr, das ihnen im Wege stand. Wenn sie aber die Frau die Treppe heraufkommen hörten, verkrochen sie sich auf ihre Polster und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geschehen wäre. Die Frau Ahavzi geriet dann in Zorn, wenn sie ihre Zimmer so verwüstet sah, und schob alles auf Muck; der mochte seine Unschuld beteuern wie er wollte, sie glaubte ihren Katzen, die so unschuldig aussahen, mehr als ihrem Diener."

5. „Der kleine Muck war sehr traurig, daß er also auch hier sein Glück nicht gefunden habe, und beschloß bei sich den Dienst der Frau Ahavzi zu verlassen. Da er aber auf seiner ersten Reise erfahren hatte, wie schlecht man ohne Geld lebt, so beschloß er, den Lohn, den ihm seine Gebieterin immer versprochen, aber nie gegeben hatte, sich auf irgend eine Art zu verschaffen. Es befand sich in dem Hause der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verschlossen war, und dessen Inneres er nie gesehen hatte; doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte für sein Leben gern gewußt, was sie dort versteckt habe. Als er nun an sein Reisegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau versteckt sein könnten; aber immer war die Thüre fest verschlossen, und er konnte daher den Schätzen nie beikommen."

„Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer sehr stiefmütterlich behandelt wurde, dessen Gunst er sich aber durch allerlei Liebesdienste in hohem Grade erworben hatte, an seinen weiten Beinkleidern und gebärdete sich dabei, wie wenn Muck ihm folgen sollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden spielte, folgte ihm, und siehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hündlein ging hinein, und Muck folgte ihm; und wie freudig war er überrascht, als er sah, daß er sich in dem Gemach befinde, das schon lange das Ziel seiner Wünsche war! Er spähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts; nur alte Kleider und wunderlich geformte Geschirre lagen und standen umher. Eines dieser Geschirre zog seine besondere Aufmerksamkeit auf sich; es war von Kristall, und schöne Figuren waren darauf ausgeschnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf hingesetzt war; der Deckel fiel herab und zerbrach in tausend Stücke."

„Lange stand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war sein Schicksal entschieden, jetzt mußte er entfliehen, sonst schlug ihn die Alte tot. Sogleich war auch seine Reise beschlossen, und nur noch einmal wollte er sich umschauen, ob er nichts von den Habseligkeiten der Frau Ahavzi zu seinem Marsch brauchen könnte. Da fielen ihm ein Paar mächtig große

Pantoffeln ins Auge. Sie waren zwar nicht schön, aber seine eigenen konnten keine Reise mehr mitmachen; auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an; denn hatte er diese am Fuß, so mußten ihm hoffentlich alle Leute ansehen, daß er die Kinderschuhe vertreten habe. Er zog also schnell seine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein; ein Spazierstöcklein mit einem schön geschnittenen Löwenkopf schien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu stehen, er nahm es also mit und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf seine Kammer, zog sein Mäntelein an, setzte den väterlichen Turban auf, steckte den Dolch in den Gürtel und lief so schnell ihn seine Füße trugen zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er aus Angst vor der Alten immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So schnell war er in seinem ganzen Leben nicht gegangen, ja es schien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen; denn eine unsichtbare Gewalt schien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtnis haben müsse; denn diese schossen immer fort und führten ihn mit sich. Er versuchte auf allerlei Weise still zu stehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchsten Not, wie man den Pferden zuruft, sich selbst zu: „Oh, oh, halt, oh!" Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf sich erschöpft auf die Erde nieder."

6. „Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; so hatte er sich denn doch durch seine Dienste etwas erworben, das ihm in der Welt auf seinem Weg das Glück zu suchen forthelfen konnte. Er schlief trotz seiner Freude vor Erschöpfung ein; denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen so schweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erschien ihm das Hündlein, welches ihm im Hause der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und sprach zu ihm: „Lieber Muck, du verstehst den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wisse, daß wenn du dich in ihnen dreimal auf dem Absatz herumdrehst, so kannst du hinfliegen wohin du nur willst; und mit dem Stöcklein kannst du Schätze finden; denn wo Gold vergraben ist, da wird es dreimal auf die Erde schlagen, bei Silber aber zweimal." So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach und beschloß alsbald einen Versuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, lüpfte einen Fuß und begann sich auf dem Absatz umzudrehen. Wer es aber jemals versucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieses Kunststück dreimal hinter einander zu machen, der wird sich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, besonders wenn man bedenkt, daß ihn sein schwerer Kopf bald auf diese bald auf jene Seite hinüberzog."

„Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Nase; doch ließ er sich nicht abschrecken den Versuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf seinem Absatz herum, wünschte sich in die nächste große

Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe sich der kleine Muck noch besinnen konnte, wie ihm geschah, befand er sich schon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeschlagen waren und unzählige Menschen geschäftigt hin und her liefen. Er ging unter den Leuten auf und ab, hielt es aber für ratsamer, sich in eine einsamere Straße zu begeben; denn auf dem Markt trat ihm bald einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald stieß er mit seinem weit heraus stehenden Dolch einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging."

7. „Der kleine Muck bedachte nun ernstlich, was er wohl anfangen könnte, um sich ein Stück Geld zu verdienen. Er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte; aber wo sollte er gleich einen Platz finden, wo Gold und Silber vergraben wäre? Auch hätte er sich zur Not für Geld sehen lassen können; aber dazu war er doch zu stolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit seiner Füße ein. Vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Unterhalt gewähren, und er beschloß sich als Schnellläufer zu verdingen; da er aber hoffen durfte, daß der König dieser Stadt solche Dienste am besten bezahle, so erfragte er den Palast. Unter dem Thore des Palastes stand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu suchen habe. Auf seine Antwort, daß er einen Dienst suche, wies man ihn zum Aufseher der Sklaven. Diesem trug er sein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienst unter den königlichen Boten zu besorgen. Der Aufseher maß ihn mit seinen Augen vom Kopf bis zu den Füßen und sprach: „Wie, mit deinen Füßlein, die kaum so lang als eine Spanne sind, willst du königlicher Schnellläufer werden? Hebe dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen." Der kleine Muck versicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen ernst sei mit seinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellsten auf eine Wette ankommen lassen wollte. Dem Aufseher kam die Sache gar lächerlich vor. Er befahl ihm, sich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche und sorgte dafür, daß ihm gehörig Speise und Trank gereicht wurde. Er selbst aber begab sich zum König und erzählte ihm vom kleinen Menschen und seinem Anerbieten. Der König war ein lustiger Herr; daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufseher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe. Er befahl ihm, auf einer großen Wiese hinter dem Schloß Anstalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von seinem ganzen Hofstaat könnte gesehen werden, und empfahl ihm nochmals große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte seinen Prinzen und Prinzessinnen, was sie diesen Abend für ein Schauspiel haben würden; diese erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in gespannter Erwartung, und alles, was Füße hatte, strömte hinaus auf

die Wiese, wo Gerüste aufgeschlagen waren, um den großsprecherischen Zwerg laufen zu sehen."

8. „Als der König und seine Söhne und Töchter auf dem Gerüst Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wiese und machte vor den hohen Herrschaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als man den Kleinen ansichtig wurde; eine solche Figur hatte man dort noch nie gesehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein, es war zu drollig anzusehen, als daß man nicht hätte laut lachen sollen. Der kleine Muck ließ sich aber durch das Gelächter nicht irre machen; er stellte sich stolz, auf sein Stöcklein gestützt, hin und erwartete seinen Gegner. Der Aufseher der Sklaven hatte nach Mucks eigenem Wunsche den besten Läufer ausgesucht; dieser trat nun heraus, stellte sich neben den Kleinen, und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte die Prinzessin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf dasselbe Ziel abgeschossen, flogen die beiden Wettläufer über die Wiese hin."

„Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorsprung; aber dieser jagte ihm auf seinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überholte ihn und stand längst am Ziele, als jener noch nach Luft schnappend daherlief. Verwunderung und Staunen fesselte einige Augenblicke die Zuschauer; als aber der König zuerst in die Hände klatschte, da jauchzte die Menge, und alle riefen: „Hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!"

„Man hatte indes den kleinen Muck herbeigebracht; er warf sich vor dem König nieder und sprach: „Großmächtigster König, ich habe dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunst gegeben; wolle nur gestatten, daß man mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe!" Der König aber antwortete ihm: „Nein, du sollst mein Leibläufer und immer um meine Person sein, lieber Muck; jährlich sollst du hundert Goldstücke erhalten als Lohn, und an der Tafel meiner ersten Diener sollst du speisen."

„So glaubte denn Muck endlich das Glück gefunden zu haben, das er so lange suchte, und war fröhlich und wohlgemut in seinem Herzen. Auch erfreute er sich der besonderen Gnade des Königs; denn dieser gebrauchte ihn zu seinen schnellsten und geheimsten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle besorgte."

9. „Aber die übrigen Diener des Königs waren ihm gar nicht zugethan, weil sie sich ungern durch einen Zwerg, der nichts verstand als schnell zu laufen, in der Gunst ihres Herrn zurückgesetzt sahen. Sie veranstalteten daher manche Verschwörung gegen ihn, um ihn zu stürzen; aber alle schlugen

fehl an dem großen Zutrauen, das der König in seinen geheimen Oberleibläufer (denn zu dieser Würde hatte er es in so kurzer Zeit gebracht) setzte."

„Muck, dem diese Bewegungen gegen ihn nicht entgingen, sann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz; nein, auf Mittel dachte er, sich bei seinen Feinden notwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm sein Stäblein, das er in seinem Glück außer acht gelassen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden ihm die Herren schon geneigter werden. Er hatte schon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele seiner Schätze vergraben habe, als der Feind sein Land überfallen; man sagte auch, er sei darüber gestorben, ohne daß er sein Geheimnis habe seinem Sohn mitteilen können. Von nun an nahm Muck immer sein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Gold des alten Königs vergraben sei. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Teil des Schloßgartens, den er wenig besuchte, und pötzlich fühlte er das Stäblein in seiner Hand zucken, und dreimal schlug es gegen den Boden. Nun wußte er schon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher seinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umstehenden Bäume und schlich sich wieder in das Schloß; dort verschaffte er sich einen Spaten und wartete die Nacht zu seinem Unternehmen ab."

„Das Schatzgraben selbst machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu schaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren gar schwach, sein Spaten aber groß und schwer; und er mochte wohl schon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich stieß er auf etwas Hartes, das wie Eisen klang. Er grub jetzt emsiger, und bald hatte er einen großen eisernen Deckel zu Tage gefördert; er stieg selbst in die Grube hinab, um nachzuspähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldstücken angefüllt. Aber seine schwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben; daher steckte er in seine Beinkleider und seinen Gürtel, so viel er zu tragen vermochte, und auch sein Mäntelein füllte er damit und lud es auf den Rücken; das übrige bedeckte er wieder sorgfältig. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, so zog ihn die Last des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er bis auf sein Zimmer und verwahrte dort sein Gold unter den Polstern seines Sofas."

10. „Als der kleine Muck sich im Besitz so vielen Goldes sah, glaubte er, das Blatt werde sich jetzt wenden, und er werde sich unter seinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber schon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar sorgfältige Erziehung genossen haben mußte; sonst hätte er sich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals seine Pantoffeln geschmiert und sich mit seinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!"

„Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austeilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeister Ahuli sagte: „Er ist ein Falschmünzer," der Sklaven-Aufseher Achmet sagte: „Er hat's dem König abgeschwatzt," Archaz, der Schatzmeister aber, sein ärgster Feind, der selbst hie und da einen Griff in des Königs Kasse thun mochte, sagte geradezu: „Er hat's gestohlen." Um nun ihrer Sache gewiß zu sein, verabredeten sie sich, und der Obermundschenk Korchuz stellte sich eines Tages recht traurig und niedergeschlagen vor den Augen des Königs. Er machte seine traurigen Gebärden so auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach! antwortete er, ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe." „Was fabelst du, Freund Korchuz, entgegnete ihm der König, seit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten lassen?" Der Obermundschenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Oberleibläufer mit Gold belade, seinen armen treuen Dienern aber nichts gebe."

„Der König war sehr erstaunt über diese Nachricht, ließ sich die Goldausteilungen des kleinen Muck erzählen, und die Verschworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer gestohlen habe. Sehr lieb war diese Wendung der Sache dem Schatzmeister, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck achtzugeben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf diesen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch seine Freigebigkeit seine Kasse sehr erschöpft sah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten schlich, um dort von seinem geheimen Schatze neuen Vorrat zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeister Ahuli und Archaz, dem Schatzmeister, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in sein Mäntelein legen wollte, fielen sie über ihn her, banden ihn und führten ihn sogleich vor den König. Dieser, den ohnehin die Unterbrechung seines Schlafes mürrisch gemacht hatte, empfing seinen armen geheimen Oberleibläufer sehr ungnädig und stellte sogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der Erde gegraben und mit dem Spaten und dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs gesetzt. Der Schatzmeister sagte aus, daß er mit seinen Wachen den Muck überrascht habe, wie er diesen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe."

„Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr sei und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe. Der kleine Muck, im Gefühl seiner Unschuld, sagte aus, daß er diesen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein- sondern ausgraben wollen. Alle Anwesenden lachten laut über diese Entschuldigung; der König aber, aufs höchste erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief

aus: „Wie, Elender! du willst deinen König so dumm und schändlich belügen, nachdem du ihn bestohlen hast? Schatzmeister Archaz, ich fordere dich auf zu sagen, ob du diese Summe Goldes für die nämliche erkennst, die in meinem Schatze fehlt?" Der Schatzmeister aber antwortete, er sei seiner Sache ganz gewiß, soviel und noch mehr fehle seit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Gestohlene sei."

„Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Turm zu führen; dem Schatzmeister aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache zog dieser ab und zählte zu Hause die blinkenden Goldstücke; aber das hat dieser schlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein Zettel lag, der sagte: „Der Feind hat mein Land überschwemmt, daher verberge ich hier einen Teil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch seines Königs, wenn er es nicht sogleich meinem Sohne ausliefert. König Sadi."

11. „Der kleine Muck stellte in seinem Kerker traurige Betrachtungen an. Er wußte, daß auf Diebstahl an königlichen Sachen der Tod gesetzt war; und doch mochte er das Geheimnis mit dem Stäbchen dem König nicht verraten, weil er mit Recht fürchtete, dessen und seiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hilfe bringen; denn da er in engen Ketten an die Mauer geschlossen war, konnte er, so sehr er sich quälte, sich nicht auf dem Absatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage sein Tod angekündigt wurde, da gedachte er doch, es sei besser ohne das Zauberstäbchen zu leben als mit ihm zu sterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimnis. Der König maß von Anfang seinem Geständnis keinen Glauben bei; aber der kleine Muck versprach eine Probe, wenn ihm der König zugestände, daß er nicht getötet werden sollte. Der König gab ihm sein Wort darauf und ließ, von Muck ungesehen, einiges Gold in die Erde graben und befahl diesem, mit seinem Stäbchen zu suchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden; denn das Stäbchen schlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König, daß ihn sein Schatzmeister betrogen hatte, und sandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich ist, eine seidene Schnur, damit er sich selbst erdroßle. Zum kleinen Muck aber sprach er: „Ich habe dir zwar dein Leben versprochen; aber es scheint mir, als ob du nicht allein dieses Geheimnis mit dem Stäbchen besitzest; darum bleibst du in ewiger Gefangenschaft, wenn du nicht gestehst, was für eine Bewandtnis es mit deinem Schnellaufen hat." Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Turm alle Lust zu längerer Gefangenschaft benommen hatte, bekannte, daß seine ganze Kunst in den Pantoffeln liege; doch lehrte er den König nicht das Geheimnis von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Absatz. Der König

schlüpfte selbst in die Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unsinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der diese kleine Rache sich nicht versagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel."

„Als der König wieder zur Besinnung zurückgekehrt war, war er schrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn so ganz außer Atem hatte laufen lassen. „Ich habe dir mein Wort gegeben dir Freiheit und Leben zu schenken; aber innerhalb zwölf Stunden mußt du mein Land verlassen haben, sonst lasse ich dich aufknüpfen." Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in seine Schatzkammer legen."

12. „So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, seine Thorheit verwünschend, die ihm vorgespiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe spielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß; daher war er schon nach acht Stunden auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an seine lieben Pantoffeln gewöhnt war, sehr sauer ankam."

„Als er über der Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die tiefste Einöde der Wälder aufzusuchen und dort nur sich zu leben; denn er war allen Menschen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entschluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich schien. Ein klarer Bach, von großen, schattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Rasen luden ihn ein; hier warf er sich nieder mit dem Entschluß, keine Speise mehr zu sich zu nehmen, sondern hier den Tod zu erwarten. Über traurigen Todesbetrachtungen schlief er ein; als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache sei, und sah sich um, ob er nirgends etwas zu essen bekommen könnte."

„Köstliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geschlafen hatte; er stieg hinauf, um sich einige zu pflücken, ließ es sich trefflich schmecken und ging dann hinunter an den Bach, um seinen Durst zu löschen. Aber wie groß war sein Schrecken, als ihm das Wasser seinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken, langen Nase geschmückt zeigte! Bestürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich, sie waren über eine halbe Elle lang."

„Ich verdiene Eselsohren! rief er aus; denn ich habe mein Glück wie ein Esel mit Füßen getreten." Er wanderte nun unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen seine Zuflucht nehmen; denn sonst fand er nichts Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl seine Ohren nicht unter seinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar

zu lächerlich aussehe, fühlte er, daß seine Ohren verschwunden seien. Er lief gleich an den Bach zurück, um sich davon zu überzeugen, und wirklich, es war so, seine Ohren hatten ihre vorige Gestalt, seine lange unförmliche Nase war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem ersten Feigenbaum hatte er die lange Nase und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt. Freudig erkannte er, daß sein gütiges Geschick ihm noch einmal ein Mittel in die Hand gebe glücklich zu sein. Er pflückte daher von jedem Baum, so viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlassen hatte. Dort machte er sich in dem ersten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an."

13. „Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich selten waren. Der kleine Muck setzte sich daher unter das Thor des Palastes; denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt, daß hier solche Seltenheiten von dem Küchenmeister für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange gesessen, als er den Küchenmeister über den Hof herüberschreiten sah. Er musterte die Waren der Verkäufer, die sich am Thor des Palastes eingefunden hatten; endlich fiel sein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah! ein seltener Bissen, sagte er, der Ihro Majestät gewiß behagen wird; was willst du für den ganzen Korb?" Der kleine Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck aber machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen."

„Der König war über Tisch sehr heiter gestimmt und sagte seinem Küchenmeister einmal über das andere Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das Seltenste für ihn aussuche. Der Küchenmeister aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbissen er noch im Hintergrund habe, schmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen, als: „Es ist erst noch nicht aller Tage Abend," oder: „Ende gut, alles gut," so daß die Prinzessinnen sehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die schönen, einladenden Feigen aufsetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anwesenden. „Wie reif, wie appetitlich! rief der König; Küchenmeister, du bist ein ganzer Kerl und verdienst unsere ganz besondere Gnade!" Also sprechend teilte der König, der mit solchen Leckerbissen sehr sparsam zu sein pflegte, mit eigener Hand die Feigen an seiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzessin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Agas eine, die übrigen stellte er vor sich hin und begann mit großem Behagen sie zu verschlingen."

„Aber lieber Gott, wie siehst du so wunderlich aus, Vater!" rief auf

einmal die Prinzessin Amarza. Alle sahen den König erstaunt an; ungeheure Ohren hingen ihm am Kopf, eine lange Nase zog sich über sein Kinn herunter; auch sich selbst betrachteten sie unter einander mit Staunen und Schrecken. Alle waren mehr oder minder mit dem sonderbaren Kopfputz geschmückt."

„Man denke sich den Schrecken des Hofes! Man schickte sogleich nach allen Ärzten der Stadt; sie kamen haufenweise, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Nasen blieben. Man operierte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchsen nach."

14. „Muck hatte die ganze Geschichte in seinem Versteck, wohin er sich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit sei zu handeln. Er hatte sich schon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verschafft, der ihn als Gelehrten darstellen konnte; ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuschung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palast des Königs und bot als fremder Arzt seine Hilfe an. Man war von Anfang sehr ungläubig; als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu essen gab und Ohren und Nase dadurch in den alten Zustand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt sein. Aber der König nahm ihn schweigend bei der Hand und führte ihn in sein Gemach; dort schloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck ihm zu folgen. „Hier sind meine Schätze, sprach der König, wähle dir, was es auch sei, es soll dir gewährt werden, wenn du mich von diesem schmachvollen Übel befreist." Das war süße Musik in des kleinen Mucks Ohren; er hatte gleich beim Eintritt seine Pantoffeln auf dem Boden stehen sehen, gleich daneben lag auch sein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte; kaum aber war er an seine Pantoffeln gekommen, so schlüpfte er eilends hinein, ergriff sein Stäbchen, riß seinen falschen Bart herab und zeigte dem erstaunten König das wohlbekannte Gesicht seines verstoßenen Muck. „Treuloser König, sprach er, der du treue Dienste mit Undank lohnst, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgestalt, die du trägst! Die Ohren lasse ich dir zurück, damit sie dich täglich erinnern an den kleinen Muck." Als er so gesprochen hatte, drehte er sich schnell auf dem Absatz herum, wünschte sich weit hinweg, und ehe noch der König um Hilfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der Kleine hier in großem Wohlstand, aber einsam; denn er verachtet die Menschen. Er ist durch Erfahrung ein weiser Mann geworden, welcher, wenn auch sein Äußeres etwas Auffallendes haben mag, deine Bewunderung mehr als deinen Spott verdient."

So erzählte mir mein Vater; ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater schenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte

meinen Kameraden die wunderbaren Schicksale des Kleinen, und wir gewannen ihn so lieb, daß ihn keiner mehr schimpfte. Im Gegenteil, wir ehrten ihn, solange er lebte, und haben uns vor ihm immer so tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

84. Die belohnte Ehrlichkeit.

Von Chr. Schmid.

1. Martin Frank war ein tapferer Kriegsmann, der viele Jahre gedient, mehrere Feldzüge mitgemacht und für sein Vaterland rühmlich gekämpft hatte. Als er aus dem Felde zurückkam, waren seine dürftigen Eltern bereits gestorben und hatten ihm nichts hinterlassen, als ein baufälliges Wohnhäuschen und einen kleinen Baumgarten dabei. Der brave Mann befand sich nun in einer sehr traurigen Lage. Seine Wunden hatten ihn zu schweren Arbeiten untauglich gemacht. Er war sehr bekümmert und sann Tag und Nacht ernstlich nach, wie er sich ehrlich ernähren wolle. Da bemerkte er eines Tages in dem nahen Walde, daß die vielen Stöcke und Wurzeln der abgehauenen Maßholderbäume sehr schönes Maserholz lieferten, aber wenig geachtet wurden und unbenutzt im Walde verfaulten. Er versuchte sogleich aus diesem Holze Tabaksdosen und Pfeifenköpfe zu verfertigen und brachte es zu einer ungemeinen Geschicklichkeit; besonders fanden die Pfeifenköpfe, die aus dem schönsten Maser zierlich geschnitzt und glänzend poliert waren, großen Beifall und reißenden Abgang. Mancher vornehme Herr zog einen solchen schön mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf sogar einem von Meerschaum vor.

Der fleißige Mann arbeitete die ganze Woche hindurch unermüdet in seiner Werkstätte oder holte sich Maserholz aus dem Walde und war dabei nicht viel besser gekleidet als ein Taglöhner. Allein des Sonntags erschien er in seiner grünen Uniform mit roten Aufschlägen und mit seiner silbernen Ehrenmünze an der Brust, ging morgens, indem er sich wegen seines etwas gelähmten Fußes auf seinen Korporalstock stützte, in gemessenem Schritte zur Kirche und abends auf ein paar Stunden in den Gasthof. Er hatte noch immer in Gang und Gebärde etwas Kriegerisches und hatte auch seinen Schnurrbart noch beibehalten. Wegen seiner Rechtschaffenheit, Erfahrung und Ordnungsliebe wurde er allgemein geachtet. Er gelangte durch seinen Fleiß und seine kluge Sparsamkeit zu einem nicht unbedeutenden Vermögen. Denn er war keiner von denjenigen, die sogleich großen Aufwand machen, wenn sie viel verdienen, und da meinen, es werde

immer so gehen. Unter anderem ließ er sein altes hölzernes Haus nicht neu bauen; indes wußte er es so gut herzustellen, daß es sich mit der braunen Holzfarbe, den erneuten runden Fensterscheiben und dem glänzend weißen Fensterblei zwischen den hohen Birnbäumen und weit ausgebreiteten Apfelbäumen des Gartens sehr gut ausnahm. Er verheiratete sich und hat in der Folge seine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die er sehr gut erzog, auch sehr gut versorgt. „Wer es nicht an Fleiß fehlen läßt, dem fehlt es nie an dem nötigen Auskommen, sagte er öfter. Auch die kleinste Kunst ernährt ihren Mann. Thu das Deine getreu und vertrau auf Gott, so wird Gott auch das Seine thun und es dir nie an seiner so nötigen Hilfe fehlen lassen."

2. Nachdem der ehrliche Martin Frank bereits ein ziemliches Alter erreicht hatte und seine gute, treue Hausfrau gestorben war, versah der wackere Kriegsmann seine kleine Haushaltung selbst, und zwar wie bisher ohne Magd. Indes nahm er seinen Enkel, einen muntern, blühenden Knaben zu sich, dem man, den Großvater zu ehren, in der Taufe auch den Namen Martin gegeben hatte. Der kleine Martin hing bald mit Leib und Seele an dem Großvater und that ihm alles zu Gefallen, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte. Der Großvater bediente sich seiner als Gehilfen bei seinen Holzarbeiten und erzählte ihm während der Arbeit teils lustige teils schauerliche Geschichten aus seinen Feldzügen, denen er aber immer eine oder die andere gute Lehre beizufügen wußte.

Der Großvater brachte ganze Tage im Walde zu, um Wurzeln und Stöcke des Maßholders auszuheben und nach Hause zu bringen. Er nahm seinen lieben Enkel allemal mit sich. Dies waren die fröhlichsten Tage des Knaben. Es gefiel ihm nirgends so wohl als in jenem Walde. Der Großvater nannte ihm alle Bäume des Waldes und lehrte ihn die Eigenschaften und den Nutzen der verschiedenen Holzarten kennen. „Der liebe Gott, sagte er unter anderem, macht es recht gut, daß er die herrlichen Bäume da um uns her wachsen läßt. Wenn es keine Bäume gäbe, so wäre es für uns gefehlt. Die Tannen und Fichten dort am Berge liefern uns Balken, Bretter und Latten; unser ganzes Haus besteht ja aus Tannenholz; ja auch Tische und Bänke, Kästen und Bettladen sind daraus gemacht. Das Tannenholz ist übrigens etwas weich; andere Bäume aber, wie dort die Eichen und Buchen, haben sehr festes, hartes Holz. Wenn unser Schubkarren hier nicht von solchem harten Holze wäre, so würde er

nicht so lange dauern. Ohne hartes Holz hätten wir nicht einmal einen dauerhaften Stiel zu unserer Axt. Sehr schön ist es, daß jede Holzart ihre eigentümliche Farbe hat und schön rötlich, bräunlich oder gelblich ist und deshalb zu allerlei zierlichem Hausgeräte dient. Das Holz der Maßholderstöcke aber ist gar marmoriert; es ist so fein, daß man die Holzfasern gar nicht sieht, weshalb wir auch so feine Arbeiten daraus verfertigen können. Man kann die Früchte der Waldbäume zwar nicht essen; diese Bäume ernähren aber dennoch viele tausend arbeitsame Menschen. Auch uns gewährt der Maßholderbaum unsern Lebensunterhalt. So hat Gott alles weislich eingerichtet. Wir wollen seine Weisheit und Güte erkennen und ihm täglich dafür danken."

3. Eine ganz ausnehmende Freude hatte der kleine Martin an den Vögeln im Walde und ihrem lieblichen Gesange. „Großvater, sagte er, wollen wir nicht einige fangen und mit nach Hause nehmen?" „Nein, sagte der Großvater, das ist nichts." „Ja warum denn nicht? fragte der Knabe; sie singen gar so schön! Zu Hause könnten wir sie immer singen hören." „Du hörst sie schon hier im Walde singen, sprach der Großvater; da klingt es viel schöner. Die armen Vögelein, die man so grausam einsperrt, leben nicht lange und kommen meistens elendiglich um."

Einmal aber an einem schönen Herbsttage saß der Großvater mit seinem Enkel an einem sonnigen Plätzchen des Waldes bei dem kleinen Mittagsmahle, das der Knabe, wie gewöhnlich, in einem Korbe mitgenommen hatte. Da kam ein Rotkehlchen und pickte die Brosamen auf. Der Kleine war darüber ganz entzückt. „Was das für ein wunderschönes Vögelein ist! sagte er leise zu dem Großvater, um es nicht zu verscheuchen. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, ein solches Vögelein den Winter über in unserer Stube zu haben." „Nun, sagte der Großvater, das mag wohl geschehen. Ein Rotkehlchen ist gar ein zutrauliches Vögelein und ist gerne um die Menschen. Es bringt den Winter vielleicht lieber unter Dach als im Freien zu." Der Großvater lehrte den Knaben die Anrichtung machen, um ein solches Vögelein zu fangen.

Der kleine Knabe lief die Woche hindurch alle Tage in den Wald um nachzusehen, ob keines eingegangen sei. Immer kam er aber leer zurück und hatte die Hoffnung eins zu fangen bereits aufgegeben. Endlich kam er einmal voll Freude nach Hause gelaufen. „Großvater, rief er, jetzt habe ich endlich einmal eins bekommen! O

sieh nur, welche schöne, schwarze Äuglein es hat, und wie unvergleichlich schön gelbrot das Kehlchen ist! Jetzt reut mich alle meine Mühe und Arbeit nicht." Er ließ das Vögelein in der Stube fliegen, und seine Freude ward noch größer, als es gar nicht scheu that, die Fliegen in der Stube wegschnappte, aus dem grünen, irdenen Tröglein die geriebenen gelben Rüben mit Semmelmehl fraß und sich in dem kleinen Wassergeschirre badete. Martin holte ein frisches, grünes Tannenbäumchen aus dem Walde und stellte es in die Ecke der Stube. Das Vögelchen flog sogleich darauf. „Aha, sagte Martin, es weiß schon, wo es hingehört. Wie munter es von Zweig zu Zweig hüpft! Wie schlau es zwischen den Ästen hervorblickt, und wie sich das ziegelrote Kehlchen in dem dunkeln Grün so lieblich ausnimmt!" Das Rotkehlchen gewöhnte sich bald ganz an ihn, pickte ihm die vorgehaltenen Fliegen zwischen den Fingern hinweg, ja es setzte sich auf den Rand seines Tellers, aß mit ihm und ließ sich sogar die Erdäpfel sehr gut schmecken. Es kam einigemale durch das offene Fenster in den Garten am Hause, schlüpfte in der Hecke piepend umher, kam aber allemal von selbst wieder herein. Das Vögelein machte dem Knaben tausend Freuden, und als es erst anfing zu singen, da lauschte Martin mit zurückgehaltenem Atem so entzückt auf das leise, liebliche Gezwitscher, daß wohl nie ein Fürst dem größten Flötenspieler mit mehr Vergnügen zugehört hat.

4. Nun rückte der Namenstag des Großvaters wieder heran. Der Großvater sah abends an einem Sonntage in den Kalender und sagte: „Lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht! Künftigen Dienstag ist schon das Fest des heiligen Martin. Aber vor einem Jahre war es anders als jetzt. Da lebte meine selige Elisabeth noch, und wir aßen die Martinsgans, die sie eigens auf meinen Namenstag gemästet hatte, mit einander. Aber heuer wird's ein trauriges Namensfest geben. Es ist doch nichts, wenn keine Hausfrau die Haushaltung besorgt. Nicht einmal den alten, löblichen Gebrauch, in der Martinsnacht eine gebratene Gans zu essen, können wir mehr beobachten; ich habe es vergessen, und nun ist es wohl zu spät dazu!" Er zog etwas mißmutig seine grüne Uniform an und ging zu dem goldenen Adler, wo er den Bauern am Sonntag abends gewöhnlich die Zeitung vorlas und ihnen die Kriegsnachrichten erklärte.

Der Großvater war kaum zur Thüre hinaus, so kam der kleine Adolf des Herrn von Waldberg, der droben auf dem Schlosse wohnte, zur Thüre herein, um nach dem Muster, das er mitbrachte, ein paar

Pfeifenköpfe zu bestellen. Der kleine Martin spielte eben mit seinem Rotkehlchen, das ihm auf den Finger geflogen war und ihm einige zerdrückte Hanfkörnlein aus der Hand pickte. „Was willst du für das Vögelein haben? sagte Adolf. Es ist sehr zahm; ich will es dir abkaufen.“ „Es ist mir nicht feil, sagte Martin, indem er dem Vögelein mit dem Finger der andern Hand die Federlein zurecht strich; ich gebe es um keinen Preis.“ Der reiche junge Herr bot nach und nach bis auf einen Gulden. Da fiel es dem kleinen Martin ein, für einen Gulden könne er ja wohl gar eine Gans kaufen und dem Großvater eine unvermutete Freude machen. Er überließ also das Vögelein dem jungen Herrn, indem er es ihm auf das nachdrücklichste anempfahl und ihn auf das dringendste bat, das gute, trauliche Tierchen doch ja recht gut zu halten. „Haben Sie doch recht acht, rief er ihm noch nach, daß die Katze im Schlosse es nicht erwischt, und beschneiden Sie deshalb dem Vögelein die Flügel nicht!“

Martin lief nun sogleich von Haus zu Haus, eine fette Gans ausfindig zu machen. Eine Bäurin hatte noch eine übrige gemästete Gans, sagte aber, sie könne sie nicht unter einem Thaler geben. Da sie aber hörte, wie der gute Knabe zu dem Gulden gekommen, und was er mit der Gans vorhabe, so ließ sie ihm die Gans für einen Gulden.

5. Am Vorabend des langersehnten Festes trat nun der kleine Martin mit der wohlgenährten Gans unter dem Arm feierlich in die Stube, sagte den Glückwunsch auf, den auf Martins flehentliches Bitten der Herr Schulmeister in zierlichen Reimen verfaßt hatte, den aber die Gans, zum großen Verdruß des Kleinen, mit ihrem Geschnatter mehrmals unterbrach. Am Ende des Spruches überreichte Martin dem Großvater, sich tief verneigend, die Gans als ein Geschenk zum Namenstage.

Der alte Mann, der streng auf Ehrlichkeit hielt, wollte sich anfangs nicht recht freuen. Er schöpfte Verdacht und nahm den Knaben in scharfes Verhör. „Wo hast du die Gans oder das Geld dazu her?“ fragte er ihn mit großem Ernst, stand aus dem Lehnstuhle auf und erhob drohend seinen Stock von Haselstauden. Er wußte den Korporalstock noch sehr gut zu schwingen, obwohl er bei seinem gutherzigen, folgsamen Enkel nie nötig hatte Gebrauch davon zu machen. Martin schwieg. „Wo hast du sie her? rief der Alte noch einmal mit seiner nachdrücklichen, tiefen Baßstimme; das sag mir!“ Martin mochte wollen oder nicht, er mußte die Geschichte von dem

Verkaufe des geliebten Rotkehlchens erzählen. Der Großvater ward sehr gerührt und wischte eine Thräne vom Schnurrbarte, die während der Erzählung darauf herabgetröpfelt war. „Bravo! rief er, du hast dich wohl gehalten. Das freut mich, daß du auf deinen Großvater so viel hältst. Jetzt wird die Martinsnacht doch ein Freudenfest für mich, ein wahres Fest für mein Herz. Doch gehe jetzt und sperre die Gans einstweilen in den leeren Gänsestall!“

Als der Knabe hinaus war, sprach der Großvater: „Der Junge hat ein Herz, das lauter Gold ist. Was er da gethan, ist eine wahre Martinsthat. Der heilige Martin gab dem Bettler den halben Mantel; der Knabe da gab aber seine ganze Freude dahin, um seinem Großvater Freude zu machen. Mein heiliger Namenspatron wird's mir ja doch nicht übel nehmen, wenn mir's so vorkommt, der Kleine habe fast noch mehr gethan als der heilige Martin, der, so viel ich weiß, auch Soldat gewesen. Aus dem Knaben kann noch etwas werden.“

Der Großvater, der im Felde öfters gekocht hatte und diese Kunst noch immer ausübte, bereitete die seltene Speise selbst zu und legte davon seinem Enkel bei der Mahlzeit immer das Beste vor. Während sie noch am Tische saßen, kam ganz unerwartet ein Bedienter aus dem Schlosse mit einer Flasche Wein herein und sagte, der gnädige Herr und die gnädige Frau hätten von dem jungen Baron Adolf vernommen, wie der kleine Martin sein niedliches Rotkehlchen verkauft habe, um auf das Namensfest des Großvaters einen Braten anzuschaffen, und da wolle denn die gnädige Herrschaft nun auch dem Herrn Korporal ein Glas Wein dazu senden und lasse ihm zu dem heutigen Feste Glück wünschen. Der alte Mann fühlte sich durch diese Gnade sehr geehrt, und auch der kleine Martin freute sich, daß sein Rotkehlchen dem Großvater außer dem Braten noch zu einem guten Trunk verholfen habe.

6. Martin vermißte indes das trauliche Vögelein doch sehr hart; er mochte das Tannenbäumlein, das noch einsam und verlassen in der Stubenecke stand, kaum ansehen. Eines Abends saßen Großvater und Enkel an dem warmen Ofen. Wegen des wolkigen Himmels war es in der Stube früher finster geworden, und sie hatten deshalb etwas früher Feierabend gemacht. Es war ein sehr schauerlicher Novemberabend; es schneite und regnete draußen durcheinander, und der Sturmwind sauste und brauste, als wollte er das kleine Haus mit sich fortführen. Da rief der kleine Martin auf einmal: „Je,

da ist ein Vögelein am Fenster und pickt an die Scheiben, als wollte es hereingelassen werden." Er öffnete das Fenster, das Vögelein flog herein und — wer beschreibt die Freude des Knaben, als er in dem Vögelein sein geliebtes Rotkehlchen erblickte! Er hatte ihm ein rotes Seidenfädchen um das Füßchen gewickelt; daran würde er es erkannt haben, wenn er es auch sonst nicht erkannt hätte. „O du liebes Tierchen! rief er; so bist du denn wieder da? So hast du deinen Martin noch nicht vergessen? Wie hast du denn unsere Wohnung wieder gefunden? Gefällt dir's unter dem niedrigen Dache hier doch besser als droben im prächtigen Schlosse? Nun, nun, wir haben dahier im Winter auch eine warme Stube, um nicht zu frieren, eine warme Suppe, um uns satt zu essen, und — was über alles geht — ein fröhliches Herz. Und wer sollte auch mehr verlangen?"

Er streckte die Hand aus, und das Vögelein flog ihm darauf. „Nicht wahr, sagte er, du möchtest wieder da bleiben? aber das verstehst du nicht besser. Ich darf dich nicht hier behalten, das wäre gerade wie gestohlen! Ich muß — muß dich wieder heimgeben. Ach! seufzte er und drückte das Vögelein an die nasse Wange; du glaubst nicht, wie hart es mich ankommt dich fortzutragen; aber es muß doch sein."

„Bravo, Junge, sprach der Großvater, das ist recht, das ist deine Schuldigkeit. Drum trag das Vögelein nur gleich fort, sonst kommt's dich immer schwerer an. Was nicht unser ist, soll nicht einmal unter unserem Dache übernachten. Also mach, daß du fortkommst, ehe es vollends Nacht wird!"

Martin nahm seine neue Pelzmütze, die ihm der Großvater zum Namenstage geschenkt hatte, und lief im Schnee und Regen hinauf in das Schloß. Der kleine Adolf hatte eine große Freude, als er das Vögelein in der Hand des Knaben wieder erblickte. Die gnädige Frau aber, die mit ihrer Arbeit auf dem Kanapee saß und zwei hellleuchtende Wachskerzen vor sich auf dem Tische stehen hatte, ward von der Ehrlichkeit des armen Knaben innigst gerührt. „Das ist ja recht schön von dir, Kleiner, sprach sie, daß du das Vögelein wieder zurückbringst. Du hättest es leicht behalten können, und wir hätten nichts davon gewußt. Ja, wenn ich es auch in deiner Stube gesehen hätte, so hätte ich sicher geglaubt, es wäre ein anderes Rotkehlchen. Daß ein so kleines Vögelein so viel Anhänglichkeit zu den Menschen haben und sogar die Wohnung, wo es gastfreundlich bewirtet worden, wiederfinden könne, hätte ich nicht geglaubt. Da ein so kleines

Geschöpf nicht ohne Gefühl sondern erkenntlich und dankbar ist, wie viel mehr sollten wir Menschen es sein!"

7. Martin machte indes ein recht betrübtes Gesichtchen, indem er das Vögelein dem kleinen Baron Adolf übergab. Die gnädige Frau aber sprach zu Adolf: „Lieber Adolf, du siehst, das Rotkehlchen war die einzige Freude des armen Knaben. Er hat, wie du wohl weißt, es recht vom Herzen hinweg verkauft, seinen alten Großvater zu erfreuen. Du hast das Vögelein aus Nachlässigkeit entfliegen lassen; es hat ihn aber so lieb gewonnen, daß es von selbst wieder zurückkehrte. Er ist so ehrlich und bringt es dir wieder, so lieb er es hat und so gern er es behalten hätte. Wäre es nun wohl schön, ihm das Vögelein wieder abzunehmen?"

„Nein, sagte Adolf, das wäre nicht schön! Da, guter Martin, hast du dein Rotkehlchen wieder, ich schenke es dir zur Belohnung deiner Ehrlichkeit!" Martin wollte das Vögelein, das der junge Herr so teuer bezahlt hatte, nicht nehmen; allein Adolf bestand darauf. „Nimm, nimm, sagte er; und wenn du einmal wieder ein Rotkehlchen fängst, so magst du es mir dann bringen."

Martin war hoch erfreut. „Wenn Sie mir Ihr ganzes Schloß geschenkt hätten, sagte er, so hätten Sie mir keine größere Freude machen können." Die gnädige Frau aber, die über die Denkart ihres Sohnes noch mehr erfreut war, als Martin über das Rotkehlchen, ging an ihre Kommode, nahm ein schönes, glänzendes Goldstück heraus, gab es dem Martin und sagte: „Da mein Adolf dein edles Herz so zu schätzen weiß und dir zur Belohnung deiner Redlichkeit das Vögelein schenkte, wie sollte seine Mutter dich unbelohnt gehen lassen! Nimm da dieses Gold; denn deine Ehrlichkeit ist mehr wert als Gold."

8. Martin eilte voll Freude und in hohen Sprüngen den Schloßberg herab und stürzte beinahe zur Stubenthür hinein. „Da hab' ich das Rotkehlchen schon wieder! rief er, das ist jetzt schon das drittemal, daß es unter unser Dach kommt. Es ist ein wahres Glücksvögelein. Sieh nur, Großvater, was es mir eintrug!" Er zeigte dem Großvater das Geld und sagte: „Nicht wahr, das ist ein schönes Goldstück? Das mußt aber du nehmen. Ich bin reich genug, da ich nun mein liebes Vögelein wieder habe."

„Siehst du, sagte der Großvater, daß es wahr ist, was ich dir immer sagte? Auch die gnädige Frau schätzt die Ehrlichkeit höher als Geld. Alle guten Menschen denken so. So dachte auch der gute

König, dem zu dienen ich einmal die Ehre hatte, und der hier auf dem Golde abgebildet ist. Da sieh einmal sein Bild; es ist zum Sprechen, und wenn es sprechen könnte, so würde es sagen, wie der alte Korporal Frank immer sagt: „Bursche, werde ein ehrlicher Kerl!“ Für das Goldstück will ich dich aber neu montieren lassen. Der Rock ist dann ein wahres Ehrenkleid für dich, du hast ihn dir durch deine Ehrlichkeit erworben. Mache nur, daß du dein Leben lang nie einen andern Faden, als der ehrlich und redlich verdient ist, am Leibe trägst!“

Dem kleinen, ehrlichen Martin aber brachte sein Rotkehlchen noch mehr ein als einen Dukaten. Er und sein Großvater wurden mit der Herrschaft im Schlosse näher bekannt. Einmal an einem heitern Wintermorgen ging die Herrschaft spazieren und kam an Martins Wohnung vorbei. Der junge Herr sagte: „Ich möchte doch einmal sehen, ob das Rotkehlchen noch lebt.“ Man ging hinein. Herr von Waldberg, der den alten Korporal Frank nur von Ansehen kannte, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erkundigte sich nach seinen Feldzügen und fand an ihm großes Wohlgefallen. Er redete von nun an allemal mit ihm, wenn er auf der Jagd ihn im Walde traf; er kam wohl selbst zu ihm in das Haus, einen Pfeifenkopf zu kaufen, und sah ihm bei seiner Arbeit unter mancherlei Gesprächen stundenlang zu. Der kleine Martin aber durfte zuzeiten in das Schloß kommen.

Indes spürte der Großvater nach und nach die Beschwerden des Alters; er konnte mit seinen Holzarbeiten nicht mehr so viel verdienen als früherhin. Er hatte seinen Sohn und seine Tochter so reichlich ausgestattet, daß ihm selbst wenig übrig geblieben war. Auch diese befanden sich wegen ihrer vielen Kinder in etwas dürftigen Umständen. Der Großvater hatte immer gedacht, Martin werde sich einmal mit Verfertigung von Dosen und Pfeifenköpfen gut ernähren können; allein mehrere fleißige Hausväter in dem Dorfe, die sich im Sommer mit dem Feldbau beschäftigten und im Winter nichts zu thun wußten, hatten sich nach dem Beispiel des alten gewerbsamen Kriegers auch auf diesen Nahrungszweig gelegt. Die Dosen und Pfeifenköpfe wurden nun, da sie nicht mehr so selten waren, nicht mehr so gut bezahlt. Der Großvater sann deshalb darauf, seinen Enkel ein anderes Handwerk lernen zu lassen, sah aber mit den Kosten nicht recht hinaus.

9. Eines Tages kam nun der kleine Martin, der jetzt bereits vierzehn Jahre alt war, wieder einmal in das Schloß. Adolf zeigte

ihm einen sehr schönen Schreibschrank von kunstreich eingelegter Arbeit, den sein Papa ihm aus der Stadt hatte kommen lassen. Martin betrachtete den Schrank mit großer Aufmerksamkeit. „Das sind herrliche Maser! rief er, ich habe noch keine schönere gesehen! Auch das übrige Holz — dieses da von Nußbaum und dieses hier von Kirschbaum — ist sehr schön.“ Herr von Waldberg, der eben in das Zimmer trat, verwunderte sich, daß Martin alle die Holzarten zu nennen wußte, und fragte: „Wer hat sie dich alle so gut kennen gelehrt?“ „Mein Großvater, sagte Martin. Ich habe mir von allen Arten Holz, die es in unserm Walde und unseren Baumgärten giebt, eine Sammlung gemacht. Sie besteht aus lauter kleinen Brettchen, die ungefähr so groß und auch so geformt sind wie die Bücher hier auf dem Schranke und auch so in einer Reihe stehen. Sie gleichen auch sonst den Büchern; die Rinde, die ich daran ließ, stellt gleichsam den Rücken vor, und das übrige Holz, das ich schön polierte, den Deckel und den Schnitt.“

Der gnädige Herr, der schon lange gewünscht hatte einen geschickten Schreiner im Orte zu haben, sagte: „Nun, Martin, du verstehst dich sehr gut auf das Holz. Wie ich weiß, bist du auch im Verfertigen der Pfeifenköpfe schon sehr geschickt. Allein ein solcher Schrank ist doch ein viel schöneres Stück Arbeit. Möchtest du nicht diese Kunst lernen und ein Schreiner werden?“ „Warum nicht? sagte Martin, nichts lieber; aber mein Großvater vermag das Lehrgeld nicht zu bezahlen.“ „Nun wohl, sagte der gnädige Herr, für das Lehrgeld will ich sorgen. Wenn es deinem Großvater recht ist, so will ich dich dem Meister, der diesen Schrank machte, in die Lehre geben.“ Martin war über dieses Anerbieten sehr erfreut, und auch der Großvater sah es für ein großes Glück an. Die Sache wurde richtig.

Martin kam in die Lehre, reiste dann in die Fremde und kehrte als ein gesunder, unverdorbener junger Mann, wohlgekleidet, von blühendem Aussehen und seiner Kunst wohl kundig, zurück in seinen Vaterort. Herr von Waldberg war mit der ersten Arbeit, die er bei ihm bestellte, höchst zufrieden. Er half ihm dazu, eine eigene Werkstätte zu errichten. Das alte Haus wurde ganz neu gebaut. Herr von Waldberg gab ihm alles erforderliche Holz dazu unentgeltlich, und der junge Meister verfertigte alle Schreinerarbeit daran mit eigener Hand. Der junge Meister fand, da er ebenso billig als

geschickt war, reichlichen Verdienst, und in der Folge verheiratete er sich auch mit einer wohlhabenden Bürgerstochter.

Der Großvater, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, erlebte diese Freude noch und wohnte bei seinem Enkel in dem neuen Hause sehr geehrt und zufrieden. Martin konnte auch seinen Eltern und Geschwistern sehr viel Gutes erweisen. Als einmal Martin am Namensfeste des Großvaters Eltern, Geschwister und die übrigen Verwandten auf eine Martinsgans eingeladen hatte und alle sehr vergnügt und fröhlich waren, sagte der Großvater: „Es ist wohl das letztemal, daß ich alle meine Lieben an einem Tische so beisammen sehe. Mit Freude erinnere ich mich noch jenes Abends, da Martin noch als kleiner Knabe aus Liebe zu mir jenes Rotkehlchen verkaufte, um mir auf den Martinstag einen fröhlichen Abend zu verschaffen. Unter Gottes Leitung war jenes Vögelein die erste Veranlassung zu Martins Glück; Gott belohnte seine Liebe zu mir, seine Ehrlichkeit, seinen Fleiß, seine gute Aufführung und setzte ihn in den Stand, mir ein fröhliches Alter zu bereiten und euch alle reichlich zu unterstützen. Nun will ich gerne sterben, da Derjenige, der für die Vögel sorgt, durch ein Rotkehlchen so liebreich für uns alle gesorgt hat."

Märchen aus der Sammlung der Brüder Grimm.

85. Märchen von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen.

1. Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen; und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!" Wenn nun etwas zu thun war, so mußte es der älteste allezeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es gruselt mir!" denn er fürchtete sich. Oder wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!" Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie: Es gruselt mir! es gruselt mir! mir gruselt's nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe."

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör du in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie sich dein Bruder Mühe giebt? Aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Ei, Vater, antwortete er, ich will gerne was lernen; ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen, daß mir's gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird mein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich bei Zeiten krümmen.“ Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon noch lernen; aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen.“

2. Bald darnach kam der Küster zum Besuch ins Haus; da klagte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wollte, hat er gar verlangt das Gruseln zu lernen.“ „Wenn's weiter nichts ist, antwortete der Küster, das kann er bei mir lernen; thut ihn nur zu mir, ich will ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: „Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt.“ Der Küster nahm ihn also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Du sollst schon lernen, was Gruseln ist,“ dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte und das Glockenseil fassen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schallloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?“ rief er; aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. Gieb Antwort, rief der Junge, oder mache, daß du fort kommst; du hast hier in der Nacht nichts zu schaffen.“ Der Küster aber blieb unbeweglich stehen, damit der Junge glauben sollte, es wäre ein Gespenst. Der Junge rief zum zweitenmal: „Was willst du hier? sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, oder ich werfe dich die Treppe hinab!“ Der Küster dachte: „Das wird so schlimm nicht gemeint sein,“ gab keinen Laut von sich und stand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als das auch vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Gespenst die Treppe hinab, daß es zehn Stufen hinabfiel und in einer Ecke liegen blieb. Darauf läutete er die Glocke, ging heim, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Bett und schlief fort. Die Küsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann; aber er wollte nicht wieder kommen. Da ward ihr endlich angst, sie weckte den Jungen und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? Er ist vor dir auf den Turm gestiegen.“ „Nein, antwortete der Junge; aber da hat einer dem Schallloch gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, so habe ich ihn für einen Spitzbuben

gehalten und hinunter gestoßen. Geht nur hin, so werdet Ihr sehen, ob er's gewesen ist; es sollte mir leid thun." Die Frau sprang fort und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte und ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn herab und eilte dann mit lautem Geschrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge, rief sie, hat ein großes Unglück angerichtet: meinen Mann hat er die Treppe hinab geworfen, daß er ein Bein gebrochen hat; schafft den Taugenichts aus unserm Hause!" Der Vater erschrak, kam herbei gelaufen und schalt den Jungen aus. „Was sind das für gottlose Streiche! die muß dir der Böse eingegeben haben." „Vater, antwortete er, hört nur an, ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht wie einer, der Böses im Sinne hat. Ich wußte nicht, wer's war, und hab' ihn dreimal ermahnt zu reden oder wegzugehen." „Ach, sprach der Vater, mit dir erleb' ich nur Unglück; geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr ansehen." „Ja, Vater, recht gerne; wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch auch eine Kunst, die mich ernähren kann." „Lerne, was du willst, sprach der Vater, mir ist alles einerlei. Da hast du fünfzig Thaler; damit geh in die weite Welt und sage keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist; denn ich muß mich deiner schämen." „Ja, Vater, wie Ihr's haben wollt; wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten."

3. Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Thaler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Da ging ein Mann neben ihm, der hörte das Gespräch mit an, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu dem Jungen: „Siehst du, dort ist der Baum, wo sieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben; setz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, so wirst du schon das Gruseln lernen." „Wenn weiter nichts dazu gehört, antwortete der Junge, das will ich gerne thun; lerne ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Thaler haben. Komm nur morgen früh wieder zu mir!" Da ging der Junge zu dem Galgen, setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegen einander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, da dachte er: „Du frierst unten beim Feuer; was mögen die da oben erst frieren und zappeln!" Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem andern los und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer und blies es an und setzte sie rings herum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in acht, sonst

häng' ich euch wieder hinauf." Die Toten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fort brennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht acht geben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Thaler haben und sprach: „Nun, weißt du, was Gruseln ist?" Nein, antwortete er, woher sollte ich's wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgethan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, brennen ließen." Da sah der Mann, daß er die fünfzig Thaler heute nicht davon tragen würde, ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen."

4. Der Junge ging auch seines Weges und fing wieder an vor sich hin zu reden: „Ach, wenn mir's nur gruselte! ach, wenn mir's nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?" „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" „Ich weiß nicht." „Wer ist dein Vater?" „Das darf ich nicht sagen." „Was brummst du beständig in den Bart hinein?" „Ei, antwortete der Junge, ich wollte, daß mir's gruselte; aber niemand kann mich's lehren." „Laß dein dummes Geschwätz, sprach der Fuhrmann; komm, geh mit mir; ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Der Junge ging mit dem Fuhrmann, und abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!" Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich darnach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." „Ach, schweig stille! sprach die Wirtsfrau; so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre jammer und schade um die hellen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wieder sehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenn's noch so schwer wäre, ich will's einmal lernen, deshalb bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloß, wo einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er nur drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschiene; in dem Schlosse steckten auch große Schätze, von bösen Geistern bewacht, die würden dann frei und könnten einen Armen reich genug machen. Schon viele wären wohl hinein, aber noch keiner wieder heraus gekommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen." Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber von leblosen Dingen, das du mit ins Schloß nimmst." Da antwortete er: „So bitte ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer."

5. Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mir's nur gruselte! sprach er; aber hier werd' ich's auch nicht lernen." Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren. Wie er so hinein blies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!" „Ihr Narren, rief er, was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch!" Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprung herbei und setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über ein weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?" „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her!" Da streckten sie die Krallen aus. „Ei, sagte er, was habt ihr lange Nägel! wartet, die muß ich euch erst abschneiden." Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen, sprach er; da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel," schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein weilchen ruhig mit an; als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser. „Du Gesindel, fort mit dir!" rief er und hieb hinein. Ein großer Teil sprang weg, die andern schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich. Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offen bleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett, ging und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zuthun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so, sprach er, nur besser zu!" Da fing das Bett an zu fahren als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab; auf einmal, hopp! hopp! warf es um, das unterste zu oberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat!" legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht und er wäre tot. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen." Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!" Da verwunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen

wäre. „Recht gut, antwortete er, eine Nacht wäre herum; die zwei andern werden auch herum gehen.“ Als er zum Wirt kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht, sprach er, daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?“ „Nein, sagte er, ich weiß es nicht, wenn mir's nur einer sagen könnte!“

6. Die zweite Nacht ging er wieder hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an: „Wenn mir's nur gruselte!“ Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepolter hören, erst sachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihn hin. „Heda! rief er, noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da ging der Lärm von frischem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart, sprach er, ich will dir erst das Feuer ein wenig anblasen.“ Wie er das gethan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint, sprach der Junge, die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen; aber der Junge ließ sich's nicht gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, die hatten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug, antwortete er; aber eure Kugeln sind nicht recht rund.“ Da nahm er die Totenköpfe, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln, sprach er, heida! nun geht's lustig!“ Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden, und er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen. „Wie ist dir's diesmal gegangen?“ fragte er. Ich habe gekegelt, antwortete er, und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruselt?“ „Ei was, sprach er, lustig hab' ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruseln wäre!“

7. In der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Totenlade hereingetragen. Da sprach er: „Das ist gewiß mein Vetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist,“ winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde; er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab, da lag ein toter Mann darin; er fühlte ihm ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart, sprach er, ich will dich ein bißchen wärmen,“ ging ans Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht; aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer und legte ihn auf seinen Schoß und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in

Bewegung kommen sollte. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: „Wenn zwei beisammen im Bett liegen, so wärmen sie sich," brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte sich neben ihn. Über ein weilchen ward auch der Tote warm und fing an sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Vetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!" Der Tote aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen!" „Was, sagte er, ist das mein Dank? gleich sollst du wieder in deinen Sarg," hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln, sagte er; hier lerne ich's mein Lebtag nicht."

8. Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern und sah fürchterlich aus; er war aber alt und hatte einen langen, weißen Bart. „O du Wicht, rief er, nun sollst du bald lernen, was Gruseln ist; denn du sollst sterben!" „Nicht so schnell, antwortete der Junge; soll ich sterben, so muß ich auch dabei sein." „Dich will ich schon packen," sprach der Unhold. „Sachte, mach dich nicht gar zu breit; so stark wie du bin ich auch und wohl noch stärker." „Das will ich sehen, sprach der Alte; bist du stärker als ich, so will ich dich gehen lassen; komm, wir wollen's versuchen!" Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer und nahm eine Axt und schlug den einen Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser," sprach der Junge, und ging zu dem andern Amboß, und der Alte stellte sich neben hin und wollte zusehen, und sein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt und zerspaltete den Amboß auf einen Hieb und klemmte den Bart mit hinein. „Nun hab' ich dich, sprach der Junge, jetzt ist das Sterben an dir." Dann faßte er eine Eisenstange und schlug auf den Alten los, bis er wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt heraus und ließ den Alten los, der führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm in einem Keller drei Kästen voll Gold. „Davon, sprach er, ist ein Teil den Armen, der andere dem König, der dritte dein." Indem schlug es zwölfe, und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können," sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer und schlief bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was Gruseln ist?" „Nein, antwortete er, was ist's nur? mein toter Vetter war da, und ein bärtiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt; aber was Gruseln ist, hat mir keiner gesagt." Da sprach der König: „Du hast das Schloß erlöst und sollst meine Tochter heiraten." „Das ist all recht gut, antwortete er; aber ich weiß immer noch nicht, was Gruseln ist."

Da ward das Gold gehoben und die Hochzeit gefeiert; aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte, und so vergnügt er war, sagte doch

immer: „Wenn mir nur gruselte! wenn mir nur gruselte!“ Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon noch lernen.“ Sie ging hinaus und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Und nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin den Eimer voll kalt Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herum zappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach! was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist.“

86. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm darnach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja, sagte der Doktor, das ist bald geschehen.“ „Was muß ich thun?“ fragte der Bauer. „Erstlich kauf dir ein Abcbuch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; mach deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld, und schaff dir damit Kleider an, und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: „Ich bin der Doktor Allwissend“; und laß das oben über deine Hausthür nageln!“ Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre?“ „Ja, der wär' er.“ „So solle er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen.“ „O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch,“ sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste,“ und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb,“ und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer

seine Frau an: „Grete, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser; der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: Ach, ich armer Krebs! Wie der Herr das hörte rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle viere, sie hätten das Geld gestohlen, sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ging' ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus." Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles." Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

87. Die vier kunstreichen Brüder.

1. Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne. Wie die herangewachsen waren, sprach er zu ihnen: „Liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die Welt; ich habe nichts, das ich euch geben könnte; macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht, wie ihr euch durchschlagt!" Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Thor hinaus. Als sie eine Zeit lang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der älteste: „Hier müssen wir uns trennen; aber heut über vier Jahre wollen wir an dieser Stelle wieder zusammen treffen und in der Zeit unser Glück versuchen."

2. Nun ging jeder seinen Weg, und dem ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn, wo er hinaus wollte, und was er vorhätte. „Ich will ein Handwerk lernen," antwortete er. Da sprach der Mann: „Geh mit mir und werde ein Dieb!" „Nein, antwortete er, das gilt für kein ehrliches Handwerk mehr, und das Ende vom Lied ist, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird." „O, sprach der Mann, vor dem Galgen

brauchst du dich nicht zu fürchten; ich will dich bloß lehren, wie du holst, was sonst kein Mensch kriegen kann, und wo dir niemand auf die Spur kommt." Da ließ er sich überreden, ward bei dem Manne ein gelernter Dieb, und ward so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Manne, der dieselbe Frage an ihn that, was er in der Welt lernen wollte. „Ich weiß es noch nicht," antwortete er. „So gehe mit mir und werde ein Sterngucker; nichts besser als das, es bleibt einem nichts verborgen." Er ließ sich das gefallen und ward ein so geschickter Sterngucker, daß sein Meister, als er ausgelernt hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und zu ihm sprach: „Damit kannst du sehen, was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben." Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehört, so guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschied eine Büchse und sprach: „Die fehlt nicht; was du damit aufs Korn nimmst, das triffst du sicher." Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. „Hast du nicht Lust ein Schneider zu werden?" „Daß ich nicht wüßte, sprach der Junge; das Krummsitzen von morgens bis abends, das Hin- und Herfegen mit der Nadel und das Bügeleisen will mir nicht in den Sinn." „Ei was, antwortete der Mann, du sprichst wie du's verstehst; bei mir lernst du eine ganz andere Schneiderkunst, die ist anständig und ziemlich, zum Teil sehr ehrenvoll." Da ließ er sich überreden, ging mit und lernte die Kunst des Mannes aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach: „Damit kannst du zusammennähen, was dir vorkommt, es sei so weich wie ein Ei oder so hart wie Stahl; und es wird so zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist."

3. Als die bestimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Brüder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zusammen, herzten und küßten sich und kehrten heim zu ihrem Vater. Sie erzählten, wie es ihnen ergangen war, und daß jeder das Seinige gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum; da sprach der Vater: „Jetzt will ich euch auf die Probe stellen und sehen, was ihr könnt." Darnach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne: „Oben im Gipfel dieses Baumes sitzt zwischen zwei Ästen ein Buchfinkennest. Sage mir, wie viel Eier liegen darin?" Der Sterngucker nahm sein Glas, schaute hinauf und sprach: „Fünfe sind's." Sprach der Vater zum ältesten: „Hol du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird!" Der kunstreiche Dieb stieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des

Tisches eins und das fünfte in die Mitte und sprach zum Jäger: „Du schießest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.“ Der Jäger legte seine Büchse an und schoß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, alle fünfe, und zwar in einem Schuß. Der hatte gewiß von dem Pulver, das um die Ecke schießt. „Nun kommt die Reihe an dich, sprach der Vater zu dem vierten Sohn; du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vöglein, die darin sind, und zwar so, daß ihnen der Schuß nichts schadet.“ Der Schneider holte seine Nadel und nähte, wie's der Vater verlangt hatte. Als er fertig war, mußte der Dieb die Eier wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas gewahr ward, unterlegen. Das Tierchen brütete sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo sie vom Schneider zusammengenäht waren, ein rotes Streifchen um den Hals.

4. „Ja, sprach der Alte zu seinen Söhnen, ich muß gestehen, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Rechtschaffenes gelernt; ich kann nicht sagen, wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr Gelegenheit habt eure Kunst anzuwenden, da wird sich's ausweisen.“ Nicht lange darnach kam ein großer Lärm ins Land, die Königstochter wäre von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen, wer sie zurückbrächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen unter einander: „Das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns zeigen könnten,“ und faßten den Entschluß, die Königstochter zu befreien. „Wo sie ist, will ich bald wissen,“ sprach der Sterngucker, schaute durch sein Glas und sprach: „Ich sehe, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer; aber neben ihr sitzt der Drache, der sie hütet.“ Da ging er zum König und bat um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen über das Meer; bis sie zu dem Felsen kamen. Die Königstochter saß da, und der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach: „Ich darf nicht schießen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich töten.“ „So will ich mein Heil versuchen,“ sagte der Dieb, schlich sich heran und stahl sie unter dem Drachen weg, aber so leis und behend, daß das Untier nichts merkte sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und steuerten in die offene See. Aber der Drache, der bei seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, kam hinter ihnen her und schnaubte wütend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiff war und sich herablassen wollte, da legte der Jäger seine Büchse an und schoß ihm mitten ins Herz. Das Untier fiel tot herab, war aber so groß und gewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte und die fünfe nur noch ein paar Bretter erhaschen konnten, auf welchen sie auf dem weiten Meer umher schwammen. Da war wieder große Not; aber der Schneider, nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen in der Eile zusammen, setzte sich

darauf, schiffte hin und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er auch diese so geschickt zusammen, daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

5. Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Brüdern: „Einer von euch soll sie zur Gemahlin haben; aber welcher das ist, macht unter euch aus!" Da entstand ein heftiger Streit. Der Sterngucker sprach: „Hätte ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste umsonst gewesen; darum ist sie mein." Der Dieb sprach: „Was hätte das Sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggeholt hätte? darum ist sie mein." Der Jäger sprach: „Ihr wäret doch samt der Königstochter von dem Ungeheuer zerrissen worden, hätte es meine Kugel nicht getroffen; darum ist sie mein." Der Schneider sprach: „Und hätte ich mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengeflickt, ihr wäret alle jämmerlich ertrunken; darum ist sie mein." Da that der König den Ausspruch: „Jeder von euch hat ein gleiches Recht, und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie keiner von euch haben; aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben." Den Brüdern gefiel diese Entscheidung, und sie sprachen: „Es ist besser so, als daß wir uneins werden." Da erhielt jeder ein halbes Königreich, und sie lebten mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit, so lange es Gott gefiel.

88. Des Winters und des Frühlings Streit.

Nach H. K. Hensel.

1. Als der liebe Gott die vier Jahrszeiten gemacht hatte, so sagte er zu ihnen: „Gehet hinunter auf die Erde, einer nach dem andern, erst du, Frühling, dann der Sommer, dann der Herbst und endlich der Winter!"

So geschah es auch. Sie teilten die zwölf Monate des Jahrs unter sich, und jeder bekam drei. Nun ging der Frühling drei Monate auf die Erde, dann drei Monate der Sommer und ebenso der Herbst. Als aber der Winter zum erstenmal an die Reihe kam, da ärgerte er sich, daß er der letzte sein sollte, und sprach: „Soll ich der letzte sein, so muß ich doch wenigstens länger auf der Erde bleiben als die andern." Als nun seine drei Monate vorbei waren, da kam der Frühling und sagte: „Nun bin ich wieder an der Reihe." Aber der Winter sagte: „Komm in einem Monat wieder!" Und als der Frühling nicht wollte, so trieb er ihm einen so heftigen Schneesturm ins Gesicht, daß der Frühling sich eilends davon machte. Der Winter aber lachte und dachte: „Den will ich schon los werden."

Als nun der Frühling nach einem Monat wieder kam, so sprach

der Winter abermals: „Komm in einem Monat wieder!“ Der Frühling aber wollte nicht. Da ließ er ihm große Flocken ins Gesicht schneien und einen scharfen Wind an die Backen wehen. Da konnte es der Frühling nicht länger aushalten; er ging fort und klagte dem lieben Gott seine Not. Der liebe Gott rief den Winter herzu und sprach: „Was thust du noch auf der Erde, da deine drei Monate schon lange vorüber sind?“ Der Winter wußte nicht, wie er sich entschuldigen sollte, und brummte in seinen weißen Bart: „Die Leute lassen mich nicht fort, weil sie noch mehr Schlitten fahren wollen.“ Allein der liebe Gott sagte: „Das ist nicht wahr; sie haben das Schlittenfahren lange satt und wünschen dich alle fort. Geh also deines Weges!“

2. Da nun der Winter sah, daß er nicht länger bleiben konnte, so nahm er eine große Axt und hieb das Eis auf Flüssen, Bächen und Teichen entzwei, so daß es fortschwamm. Hierauf brach er die Eiszapfen von den Bäumen und Sträuchern und packte alles zusammen. Und als er so den Schnee zusammenkehrte, sah er weiße, gelbe und blaue Spitzen aus der Erde hervorgucken. Das waren nämlich die Spitzen der Krokusblumen. Als der Winter sah, daß es Blumen waren, stieß er mit einem großen Grabscheit in die Erde und wollte sie herausheben und mitnehmen. Als das aber der Frühling sah, kam er herzu, fiel dem Winter in den Arm und sprach: „Was machst du?“ Der Winter erwiderte: „Ich packe meine Sachen zusammen, wie du siehst.“ „Deine Sachen magst du zusammenpacken, sprach der Frühling; aber diese Blumen laß stehen, denn sie sind mein! Siehst du nicht, wie sie erst mit den Spitzen aus dem Boden hervorgucken und noch nicht aufgeblüht sind, ja nicht einmal Blätter haben? Sie konnten es nur nicht erwarten, bis du fort wärest, und schauen darum so zeitig hervor.“

3. Da ließ der Winter die Krokusblumen stehen und ging weiter und kehrte den Schnee vollends zusammen. Auf einmal sah er eine große Menge grüner Blätter und Blumen erscheinen. Da freute er sich und stieß wieder sein Grabscheit in die Erde und wollte die Blumen herausheben, um sie mitzunehmen. Allein der Frühling eilte wieder herzu und sprach: „Laß mir meine Blumen stehen!“ Da ward der Winter zornig und rief: „Ich habe dir die Krokusblumen gelassen. Diese gebe ich nicht her, du magst machen, was du willst. Sie sind unter meinem Schnee gewachsen und ganz und gar aufgeblüht.“ Und schon hatte er die Blumen aus der Erde gehoben. Da konnten sie

nicht mehr eins werden; sie gingen zu dem lieben Gott und trugen ihm ihre Streitsache vor.

4. Nachdem dieser jeden angehört hatte und sah, daß keiner nachgeben wollte, sprach er: „Die Sache ist allerdings schwierig. Der Winter hat recht, weil die Blumen ganz unter seiner Schneedecke hervorgewachsen und schon aufgeblüht sind. Du hast auch recht, sprach er zum Frühling, wenn du die Blumen als dein Eigentum in Anspruch nimmst; denn wo brächte der Winter etwas Grünes oder gar Blumen hervor? Warum hast du sie aber so zeitig hervorkommen lassen? Das ist deine Schuld. Wir wollen also die Sache so machen, daß jeder so viel Anteil an den Blumen haben soll als der andere. Die Blätter und Stiele soll der Frühling behalten, aber die Blüten sollen dem Winter gehören."

Da nahm der Winter die grünen Blüten und hielt sie so lange in seinen kalten Händen, bis sie so weiß wurden wie Schnee. Der Frühling aber färbte die Blätter, die erst mehr blaß und gelblich aussahen, bis zu einem schönen, dunkeln Grasgrün und tupfte auch mit seinem Pinsel, woran er noch etwas Farbe hatte, ein paar grüne Fleckchen auf die Blüten, um den Winter zu ärgern. Hierauf setzten sie die Blümchen wieder in die Erde und ratschlagten darüber, wie das Blümchen heißen sollte. Der Winter sagte: „Es kann gar nicht anders heißen als Schneeblume; denn eine Blume ist es, und unter dem Schnee blüht sie auch und zwar ganz allein; also muß sie wohl Schneeblume heißen." „Geh mit deiner Schneeblume, sagte der Frühling, der Name fröstelt mich an! Frühlingsglöckchen soll sie heißen. Ist nicht ihr Kelch ganz einer Glocke ähnlich? Diese Blumen sind meine Glocken, die allemal läuten sollen, wenn ich nach dir auf der Erde einziehe." Der Winter aber wollte nichts von dem Frühlingsglöckchen wissen und meinte gar, den Namen habe der Frühling ihm zu Spott und Ärger erfunden, als ob die Blümchen läuteten und sich freuten, daß er fortginge, wenn der Frühling käme.

Da sie nun wieder heftiger an einander kamen, so hielten sie endlich fürs beste, wieder den lieben Gott die Sache entscheiden zu lassen. Als dieser sie angehört hatte, sprach er: „Da jeder von euch so viel Recht an die Blume hat als der andere, so will ich aus des Winters Namen den Schnee nehmen und aus dem des Frühlings das Glöckchen, und soll also die Blume Schneeglöckchen heißen auf immer, damit auch im Namen jeder sein Recht behalte. Und nun geht und zankt euch nicht wieder!"

Beide waren mit dieser Entscheidung zufrieden, und so gingen sie ihrer Wege. Aber auf das letzte Gebot des lieben Gottes hatten sie nicht gehört; denn wie alle Welt weiß, zanken sie sich noch alle Jahre. Der Winter will länger da bleiben als er soll und den Frühling nicht hereinlassen, und da streiten sie sich mit Schneeflocken und Regenschauern, mit rauhem Nordwind und mit lauem Südwind, mit hartem Frost und schmelzenden Sonnenstrahlen, bis der Winter endlich sieht, daß er doch nicht länger bleiben kann, seine Siebensachen einpackt und mürrisch und zögernd fortgeht und sich manchmal noch umsieht, als gönnte er die Erde dem Frühling nicht.

89. Die Tiere.

Aus dem Lesebuch: Die Natur.

1. Alle Tiere sind einander darin ähnlich, daß sie einen Mund haben, durch welchen ihr Körper seine Nahrung erhält, und daß sie sich nach Belieben bewegen können, um sich ihr Futter zu verschaffen. Die Sinne haben sie entweder alle fünf, wie sie der Mensch besitzt, oder nur einige davon. Dagegen unterscheiden sich die Tiere unter einander durch den Bau ihres Körpers und durch ihre Lebensweise. Jedes Tier ist für gewisse Zwecke geschaffen, und darnach ist sein Körper eingerichtet. Manche Tiere nähern sich in Bezug auf den inneren Bau den Menschen, andere weichen hierin sehr bedeutend von ihnen ab. Die ersteren nennt man höhere, die letzteren niedere Tierarten. Zwischen beiden befinden sich eine Menge Tiere, welche gleichsam Übergänge von einer Art zur andern bilden, so daß man sie alle in eine Reihenfolge bringen kann, anfangend mit den Tieren der höchsten und schließend mit denen der niedersten Art.

Um die große Menge von Tieren, welche die Erdoberfläche bewohnen, in eine Ordnung zu bringen, haben die Naturforscher dieselben in gewisse Klassen eingeteilt. Bei der Vergleichung der verschiedenen Tiere unter einander findet man, daß ein Teil von ihnen mit einem Rückgrate und den übrigen Knochen, dann mit Muskelfleisch und einer Bedeckungshaut versehen ist; daß dagegen alle übrigen Tiere, welche keinen Rückgrat haben, auch der Knochen in ihrem Körper entbehren und gewöhnlich aus einer äußeren Schale oder Haut, welche innen gewisse Eingeweide enthält, oder auch nur aus Schleim bestehen. Auf diese Weise ergeben sich zwei Hauptklassen von Tieren, nämlich Wirbeltiere und wirbellose Tiere. Zu den ersteren gehört der Hund, die Krähe, der Frosch, die Schlange, der

Fisch; zu den letzteren der Krebs, die Fliege, der Regenwurm, die Schnecke.

2. Die Wirbeltiere sind wieder sehr verschieden unter einander und werden in vier Klassen eingeteilt, nämlich in Säugetiere, Vögel, Amphibien und Fische. Die Säugetiere, welche als die vollkommensten gelten, sind meist vierfüßig und gebären lebende Junge, welche sie mit ihrer Milch säugen. Die Vögel legen Eier, die sie in der Regel selbst ausbrüten; sie haben auch Flügel und sind zweibeinig. Sowohl die Säugetiere als die Vögel atmen mit Lungen und haben warmes Blut. Die Amphibien sind teils mit Füßen versehen teils fußlos und atmen im ausgebildeten Zustand mit Lungen. Viele von ihnen machen nämlich, ehe sie wirkliche Amphibien werden, eine Verwandlung durch, und in diesem früheren Zustande, dem Larvenzustande, atmen sie durch Kiemen. Die Fische endlich atmen alle durch Kiemen und bewegen sich mittelst Flossen im Wasser fort. Sämtliche Tiere der letzteren zwei Klassen legen Eier, die sie nicht selbst ausbrüten, und haben kaltes Blut, weshalb sie sich kalt anfühlen.

3. Merkwürdig ist es, die verschiedene Art zu beobachten, wie die Tiere sich je nach den Waffen, welche ihnen der Schöpfer gegeben hat, gegen ihre Feinde verteidigen. Wenn Pferde von einem Wolfe angegriffen werden, so stellen sie sich mit den Köpfen zusammen und mit den Hinterteilen nach außen in einen Kreis, so daß der Wolf nicht den Mut hat sich zu nähern, aus Furcht vor ihren starken Hinterfüßen; die Kühe und Ochsen dagegen stellen sich in einen Kreis mit den Hörnern nach außen und lassen die jüngsten und schwächsten sich in die Mitte stellen. Der Igel rollt sich, wenn er merkt, daß sich ihm eine Gefahr naht, zusammen, so daß er eine auf allen Seiten mit Stacheln besetzte Kugel darstellt. Der Vielfraß und manche andere Tiere verbreiten einen ekelhaften Gestank, wenn sie verfolgt werden, so daß ihre Feinde oft den Geruch verlieren. Manche Tiere, welche im Wasser leben, machen dieses auf mancherlei Art trübe, um ihren Feinden zu entkommen, und gewisse Insekten stellen sich tot und lassen mit sich machen, was man will, ohne sich zu rühren.

4. Die Sinne mancher Tiere sind außerordentlich scharf. Aus schwindelnder Höhe sieht der Adler seinen Raub auf der Erde; auf dieselbe Weise können kleine Vögel von der Spitze eines hohen Baumes aus die kleinsten Tierchen bemerken, welche auf der Erde krie-

chen, und der Hund ist im stande, mit dem Geruch seinen Herrn aus vielen hundert Menschen herauszufinden. Die Sinne der Tiere sind ferner sehr verläßlich. Durch den Geschmack und Geruch wählt das Vieh unter den Pflanzen gerade diejenigen aus, welche ihm zuträglich sind, und läßt die übrigen stehen; die unscheinbarste Raupe frißt nur gewisse Blätter und verschmäht alle andern. Und wie häufig findet nicht das Pferd bei dunkler Nacht seinen Weg nach Hause, während dies seinem Herrn unmöglich ist!

Verschiedene Tiere sind im stande sinnliche Wahrnehmungen zu machen, obwohl man keine deutlichen Werkzeuge für die hier wirkenden Sinne an ihnen entdecken kann. Manchmal scheint es, als ob ein fehlender Sinn durch größere Schärfe bei einem der andern Sinne ersetzt werden könnte. So hat man z. B. beobachtet, daß bei Fledermäusen, denen der Gesichtssinn zerstört worden war, das Gefühl gleichsam an die Stelle desselben getreten ist, so daß sie, wenn sie umherflogen, nie an die Gegenstände stießen, welche man ihnen absichtlich in den Weg gelegt hatte.

5. Nur die vollkommeneren oder höheren Tiere können ein Gefühl von Freude, Zorn oder Zärtlichkeit äußern. Der Hund freut sich, wenn sein Herr nach Hause kommt, oder ist niedergeschlagen, wenn er ihm nicht Gesellschaft leisten darf. Für ihre Jungen zeigen die Säugetiere und Vögel eine große Zärtlichkeit, während andere Tiere sich wenig oder gar nicht um ihre Nachkommenschaft kümmern. Oft geben Tiere Äußerungen von Zorn oder Mißmut von sich; so zischt die Katze, der Hund knurrt und der Stier brüllt, wenn sie auf irgend eine Weise gereizt werden; der Wolf heult, wenn er hungrig ist, und viele kleine Vögel äußern ihre Freude und Zufriedenheit durch Gesang und Gezwitscher.

6. Manche Tiere sind sehr gelehrig. Der Hund lernt Haus und Hof bewachen, kleine Wägen ziehen, jagen und allerhand Kunststücke machen; das Pferd kann nicht nur zum Fahren und Reiten abgerichtet werden, sondern auch zum Tanzen im Takte, zum Abschießen von Pistolen und zu mancherlei andern Kunststücken, wie sie die Kunstreiter zu zeigen pflegen; selbst der dumme Ochse läßt sich zum Ziehen schwerer Lasten gebrauchen, und der träge Bär tanzt auf Befehl seines Herrn auf den Hinterbeinen. In manchen Ländern hat man Tauben, welche eingeübt sind auf weite Entfernungen Briefe zu befördern; der kleine, schüchterne Kanarienvogel lernt sich tot stellen, Melodien singen u. dergl. Alle zahmen Haustiere sind dies

gerade dadurch geworden, weil sie gelehrig sind; denn außerdem hätte sie der Mensch nicht zu seinem Nutzen zähmen können.

7. Es ist merkwürdig, daß die Tiere im zahmen Zustande so verschiedene Farben annehmen, während alle wilden Tiere einer Gattung immer die gleiche Farbe haben. Wilde Pferde sind jederzeit mausgrau, zahme dagegen haben die verschiedensten Farben und Zeichnungen, wie schwarz, braun, grau, weiß, scheckig u. dergl. Der Hund ist in zahmem Zustande nicht nur in Bezug auf Farbe sondern auch in Bezug auf Größe und Körperbau sehr verschiedenartig geworden. Der Wolf und das Elentier sowie andere wilde Tiere bleiben sich, jedes nach seiner Art, jederzeit gleich, und nur durch Alter, Krankheit oder unter dem Einflusse der verschiedenen Jahreszeiten ändern sie bisweilen ihre Farbe.

Beispiele von Anhänglichkeit an die Menschen weiß man auch von manchen wilden Tieren zu erzählen, bei den Raubtieren kommt dies jedoch nur ganz selten vor.

8. Ruhe und Schlaf bedürfen viele Tiere ebenso wie der Mensch; die meisten aber schlafen nicht zu bestimmten Zeiten, sondern nur dann, wenn sie ermüdet sind. Die Raubtiere schlafen gewöhnlich während des Tages und gehen die Nacht hindurch auf Beute aus. Die Hasen und Steinböcke schlafen mit offenen Augen; andere Tiere, wie die Amphibien, die Fische und Insekten, schlafen wahrscheinlich gar nicht, sondern haben nur ihre Ruhezeiten. Verschieden von dem täglichen Schlafe ist der sogenannte Winterschlaf, welchen gewisse Tiere, wie die Fledermäuse, Bären, Siebenschläfer und Schlangen schlafen. Nicht alle Tiere können nämlich während des Winters Nahrung genug finden und würden daher verhungern, wenn sie der Naturtrieb nicht lehrte dieser Gefahr zu entgehen. Sie bereiten sich im Herbst ein Lager oder eine Winterwohnung, und hier liegen sie im Schlaf oder in einer Art von Erstarrung, bis sie die Wärme des Frühlings wieder erweckt. Die Fledermäuse hängen sich mit den Zehen der Hinterbeine in hohle Bäume oder in Winkel von unbewohnten Häusern; der Bär legt sich in eine Felsenhöhle und schläft zwar keinen sehr tiefen Schlaf, frißt aber, wenn er nicht aufgeweckt wird, während dieser Zeit nichts; andere Tiere, welche im Winter nicht in Schlaf verfallen, sammeln im Lauf des Sommers Vorräte von Nüssen, Samen, Getreide oder anderem Futter, welches sie in hohlen Bäumen, in Erdhöhlen u. dergl. verwahren. So machen es z. B. die Eichhörnchen, die Hamster, die Bienen und gehen hiemit

den Menschen mit einem guten Beispiele von Umsicht, Fleiß und Sparsamkeit voran.

90. Handwerk und Kunst unter den Tieren.

Nach Ruß.

Daß viele Vögel im Nestbau sich als tüchtige Handwerker bewähren, ja einzelne sogar den Namen eines Künstlers verdienen, ist allgemein bekannt. Je nach dem Stoffe, aus dem sie ihr Nest bereiten oder nach der Form, die sie ihm geben, sind sie nicht mit Unrecht schon mit den verschiedenen Handwerkern verglichen worden. So fand man unter ihnen Maurer, Korbflechter, Weber, auch Zimmerer, Filzarbeiter und sogar Schneider. In der That erinnert das Thun und Treiben der lieblichen Hausschwalbe, wenn sie unter dem vorspringenden Balken eines Bauernhauses ihr Nest aufbaut und keck und kühn an die Wand hinklebt, an die Thätigkeit eines Maurers. Das Nest des Dompfaffen hat Ähnlichkeit mit einem niedlichen Körbchen. Der Buchfink aber versteht nicht nur die Außenwand seines Nestes mit denselben Moosen und Flechten zu verkleiden, mit denen auch die Rinde des Astes, auf dem es steht, bedeckt ist, und damit fast unsichtbar zu machen, sondern das Nest selbst ist aus Fäden und Haaren, aus Fasern und Gespinsten von allerlei Insekten so zusammengewirkt, daß es einem regelrechten Filze gleicht. Die Beutelmeise hat von ihrem Nest sogar den Namen erhalten. Es ist ein kunstvolles Gewebe und Flechtwerk. Die verschiedenen Stoffe, Blatt- und Baststreifen, Moosteilchen, die zarten Flocken der Weide und der Silberpappel, die Wolle der Distel, die Haare der Ziege und des Schafs und noch manches andere sind so innig und ebenmäßig mit einander vermischt und verfilzt, daß es kaum möglich ist, die einzelnen Bestandteile wieder von einander abzulösen und zu trennen. Zeigt aber schon der Stoff, aus dem das Nest gemacht ist, den kunstverständigen und geschickten Arbeiter, so nicht weniger seine Form. Es ist ein wirklicher Filzbeutel, geräumig und nach allen Seiten geschützt. Den Eingang bildet eine seitlich angesetzte Röhre, und das Ganze hängt luftig und vom Winde geschaukelt an dem schwanken Ende eines biegsamen Astes. Der Specht giebt sich schon aus der Ferne als einen fleißigen Zimmermann kund, wenn er mit axthartem Schnabel auf den Baum loshämmert, in dessen Stamm er das Nest für seine Jungen aushöhlt. Ja in Indien hat man einen kleinen Vogel in der Größe des Zaunkönigs, den sogenannten

Schneidervogel gefunden, der es im Schneiderhandwerk zu erstaunlicher Fertigkeit gebracht hat. Er weiß ein von der Erde aufgelesenes Blatt an ein noch grünes und darum noch fest am Baume hängendes Blatt dadurch zu befestigen, daß er die aufeinandergelegten Ränder der beiden Blätter mit dem Schnabel durchbohrt und einen zähen Halm nähend hindurchzieht.

Doch nicht bloß in der Vogelwelt giebt es so tüchtige Handwerker, auch unter den vierfüßigen Tieren sind dergleichen Künstler zu finden. Während aber die Vögel vornehmlich zur Zeit der Paarung und aus Liebe zu den Jungen ihre Kunst auszuüben pflegen, so ist für die vierfüßigen Tiere mehr die Not und die Sorge um das eigene Leben die Lehrmeisterin ihrer Künste. Wenn der herbstliche Nordost eisig und rauh über die entblätterten Wälder dahinzieht, so haben die beschwingten Vögel schon längst in leichtem Fluge über Gebirge und Meere hinweg mildere Gegenden aufgesucht. Anders die Vierfüßler! Sie bleiben da; sie müssen den Gefahren des Winters, dem Hunger und der Kälte Widerstand leisten. Gegen solche Feinde müssen sie sich rüsten. Sie legen Vorratskammern und warme Ruhestätten, auch schützende, Zuflucht gewährende Burgen an. Dieselben sind meist unterirdisch. Und was ihnen dabei je an Kunst abgehen sollte, das müssen sie durch die erhöhte Sorge für Sicherheit und Festigkeit und durch den großen Umfang der Behausungen wieder ausgleichen. Es lohnt sich daher, dem einen oder dem andern Tiere nachzugehen und es zu belauschen, wenn es in der Stille des Feldes oder in den Klüften des Waldes seine Wohnung herrichtet.

Tief unten, ein oder gar zwei Meter unter der Erde finden wir die merkwürdige Wohnung des Hamsters. Zwei Röhren, die aber, sobald der Spätherbst vorüber und das Feld geleert ist, vorsichtig verstopft und gegen das Eindringen der Kälte wohl verwahrt werden, hat der kluge Baumeister angelegt, eine schiefe, zum gemächlichen Ein- und Ausgang, eine senkrechte, für den Fall der Not zur eiligsten Flucht. Fünf bis sieben Kammern, jede von der Größe eines Mannskopfes, liegen neben dem Wohn- und Schlafgemach und haben die fleißig gesammelten Früchte aufgenommen.

Erregt schon die Sorgfalt unsere Bewunderung, mit welcher der Hamster die einzelnen Speisearten sondert und ordnet, wie er hier Kartoffeln und Rüben, dort Weizen, Roggen, Gerste unterbringt, am dritten Ort Hülsenfrüchte und Sämereien zusammenlegt, so sind wir nicht weniger darüber erstaunt, wie zweckmäßig er die ganze

Wohnung eingerichtet hat, wie behaglich sein Lager ausgepolstert ist, und wie reinlich er seine Schlafkammer hält. Obwohl die Kornkammern so geräumig sind, daß sie oft bis zu einem Hektoliter Getreide bergen, so sind sie doch mit der größten Pünktlichkeit angelegt. Oben und unten und an allen Wänden sind sie mit den weichsten und biegsamsten Blättern des Getreides austapeziert und so sorgfältig überdeckt, daß auch nicht das geringste Sandkorn oder Schmutzstäubchen die goldenen Früchte verunreinigen kann. In denjenigen Kammern dagegen, welche zur Aufbewahrung von Knollen und Gemüse dienen, ist diese Sorgfalt nicht aufgewendet worden.

Noch ungleich geräumigere Höhlen graben sich Dächse und Kaninchen, manchmal auch Füchse aus, wenn diese nicht vorziehen, sich mit Gewalt einen schon vorhandenen Bau zu erobern. Aber Künstler können diese Tiere wohl nicht genannt werden, sie sind nur einfache Arbeiter. Auch Mäuse und Ratten graben sich Gänge in die Erde und sorgen für Wohnungen, auch kleinere Vorratskammern. Weil diese aber nicht so tief liegen, daß Regen und Feuchtigkeit nicht einzudringen vermöchten, und weil so Gefahr vorliegt, daß das Getreide zum Keimen veranlaßt werden könnte, so bedienen sich die schlauen Mäuschen eines ganz eigenartigen Mittels, um diese Gefahr zu beseitigen. Sie beißen jedem Samenkorn, das sie in ihre Scheune verbringen, vorher den Keim aus, und bewirken so, daß sich das Mehl im Korn unverändert erhält. Der erfahrenste Baumeister aber in dieser ganzen Sippe ist der Maulwurf. Seine Wohnung ist etwa 30 Centimeter unter der Erde und bildet einen 12 Centimeter hohen und 15—18 Centimeter breiten Kessel, den er sorgfältig mit Heu auspolstert. Rings um denselben ziehen sich zwei übereinander gelegene Rundgänge, beide unter sich durch Röhren verbunden. Der obere Gang dient dem Maulwurf, wenn er in den Kessel gelangen will, als Eingang, und es fehlt ihm somit nicht an Auswegen, wenn er in seinem eigenen Hause angegriffen würde. Von dem unteren Rundgang aus gehen nach allen Seiten hin strahlenförmig die Laufröhren. Dieselben sind oft bis zu 50 Meter lang und im Innern so glatt, daß der Maulwurf mit großer Geschwindigkeit sie durcheilt. Von diesen Laufröhren aus durchdringt er nach allen Seiten hin, seinem vorzüglichen Geruchsinne folgend, grabend und schaufelnd, sein Jagdgebiet.

In ähnlicher Weise wie die Mäuse und Ratten richten sich auch die Murmeltiere ein; auch sie wissen ihre Lagerplätze mit selbstbereitetem Heu weich auszupolstern. Ehe sie sich aber zu ihrem Winter-

schlafe darin verkriechen, vermauern sie die Eingänge oft ein halbes oder gar ein ganzes Meter weit mit Steinen und Erde.

Aber nicht bloß unter der Erde finden wir die Bauwerke der Säugetiere. Das Nest des Eichhörnchens ruht oben auf dem Baume und ist in der Größe einer Kaffeetrommel aus Reisig und Moos geflochten. Wer es zum erstenmal sieht, könnte ganz wohl vermuten, daß es einen gefiederten Gast beherberge. Meist hat es zwei Eingänge, welche beide zu dem mit Haaren sauber verkleideten Innern führen. Je nachdem der Wind von der einen oder der andern Seite herkommt, wird der eine Eingang geschlossen und nur der andere offen gelassen.

Noch vollkommener ist das Nest der Zwergmaus. Es ist eine äußerst zierliche, aus feinen Halmen, Binsen, Bast, Blättchen u. dergl. kunstfertig gewobene Kugel mit einem kleinen Eingang und sehr weichem, geglättetem Lager. Es hängt, zwischen Rohrstengeln und Schilf sicher angebracht, freischwebend da und gleicht ebenso durch diese Stellung wie durch den ganzen Bau fast mehr dem Nest eines Vogels als dem eines Säugetieres.

Der Ruhm der Baukunst und das Lob, der erste Baumeister zu sein, gebührt aber unter allen Säugetieren unstreitig dem Biber. Schon in den ältesten Zeiten hat er die Aufmerksamkeit der Menschen in ganz besonderer Weise erregt, und man konnte sich von jeher nicht genug darin thun, seine Kunst zu preisen. Von wirklichen Biberpalästen mit Thüren, Treppen, Geheimkämmerlein wurde erzählt, und beim Aufmauern derselben sollte er sich des breiten, schuppigen Schwanzes als Kelle bedienen. Das sind fabelhafte Zuthaten, aber auch ohne sie bietet eine Biberansiedelung des Bewunderungswürdigen genug. Im tiefen Waldesgrunde, namentlich im Urwalde, wo die Biber noch unbelästigt von dem zudringlichen Menschen in zahlreicher Gesellschaft beisammen leben können, stehen auf einem vom Unterholze befreiten Platze, hart am Ufer eines größeren oder kleineren Flusses ihre Burgen. Dies sind fest gefügte, aus Knütteln und Reisig zusammengetragene, zwei bis drei Meter hohe, innen hohle Haufen, deren Wände mit Erde und Schlamm beschlagen sind. Diesen Schlamm holen die Biber aus der Tiefe des Wassers herauf, indem sie mit der Brust und den Vorderbeinen eine möglichst große Menge umfassen und nach den Bauten hinschieben. Doch sind diese Burgen nicht der einzige Aufenthaltsort der Biber. Für gewöhnlich leben sie in Gruben unter der Erde, die oft eine Länge

von acht oder zehn Meter haben. Diese Lagerplätze haben zwei Eingänge, den einen auf der Landseite, den andern am Ufer unter der Oberfläche des Wassers und dienen der ganzen Familie als Versammlungsort, wozu sie durch ihre Geräumigkeit und Behaglichkeit sich vorzüglich eignen. Bei Hochwasser aber, wenn die Wellen in die unterirdischen Gemächer dringen, siedeln sie samt und sonders in die Burgen über; im Hochsommer dagegen, wenn die Flüsse immer niederer und niederer werden und das Wasser endlich so fällt, daß die unter demselben befindlichen Eingänge bloßgelegt werden, greifen die Biber zu einem noch sinnreicheren Mittel. Sie stauen das Wasser. Quer über den Fluß bauen sie Wehre und schleppen dazu allerlei Holzwerk, Stämme und Zweige herzu. Denn nicht bloß verstehen sie es, mit ihrem überaus scharfen Gebiß in unglaublich kurzer Zeit acht bis zehn Centimeter im Durchmesser haltende und noch dickere Stämme zu fällen und in einzelne Stücke zu zerschneiden, sondern sie wissen sie auch heranzuflößen und mit Zweigen zu einem haltbaren Damm zu verflechten, dessen Zwischenräume sie mit Schilf und Schlamm ausfüllen. So wird das Wasser am Abfluß gehindert und bis zu der erforderlichen Höhe in die unterirdischen Gänge gebracht. Reisende, die zum erstenmale eine Biberniederlassung sahen, konnten der Vermutung nicht widerstehen, daß es Menschen gewesen seien, welche derartige Wasserbauten ausgeführt haben.

Aber nicht bloß bei Vögeln und Säugetieren finden wir solche kunstfertige Arbeiten, sondern sogar bei den Fischen giebt es einzelne Gattungen, die sich Nester bauen. Unter ihnen ist der in unsern heimatlichen Gewässern überall vorkommende Stichling vor andern zu nennen. Dieses Fischchen formt aus Holzstückchen, Steinchen, Gräsern und was es sonst dazu brauchen kann, ein vogelartiges Nest, dessen Bestandteile es mit seinem zähen Schleim zusammenleimt und dann mit feinem Sande beschüttet. Das Nestchen baut das Männchen; und wenn von dem Weibchen die Eier in dasselbe gelegt sind, so übernimmt es auch die Bewachung und Verteidigung der heimlichen Stätte.

Bei den Insekten aber ist die Kunst erst recht zu Hause. Sind doch die Spinnen unübertreffliche Meister in der Weberei, und wenn wir die kunstreichen Arbeiten der Ameisen und Bienen, der Wespen und Hummeln oder das Gespinst der Seidenspinner in allen Einzelheiten betrachten, so wissen wir nicht, sollen wir mehr die Form oder die Beschaffenheit des Stoffs, die Kunstfertigkeit oder den Ordnungs-

und Schönheitssinn der Tiere bewundern. Ohne Lineal und Zirkel, nur aus dem Kopfe messen die Tierchen ihre Linien und Kreise ab, und nirgends fehlt es im Maß, nirgends zeigt sich ein Fehler. Wer vermöchte es ihnen gleich zu thun?

Tierbilder nach Tschudi.

91. Der Luchs.

1. Die Katzenarten sind in heißen Ländern die furchtbarsten und zahlreichsten Raubtiere. Gewöhnlich glaubt man sie bloß in den glühenden Steppen und den tieferen, von großen Flüssen durchströmten Wäldern suchen zu müssen; allein ein großer Teil dieser gefährlichen Katzen meidet auch die rauhen Gebirge nicht und ist gegen die Kälte nicht sehr empfindlich. Der Königstiger geht bis in den Norden Asiens, und noch in diesem Jahrhundert wurden am Obi und an der Lena in Sibirien große Exemplare getötet. Auf dem Himalayagebirge wurde er sogar in der Gletscherregion gefunden. Der Kuguar und Jaguar in Amerika wird noch bei 3900 Meter über dem Meer nicht selten erlegt. Es wird uns also weniger befremden, wenn wir die einzige bei uns einheimische größere Raubkatze, den Luchs, auch im Gebirge finden, obwohl er wie die übrigen gefährlicheren Raubtiere ohne Zweifel die Wälder der Ebenen nicht meiden würde, wenn er nicht überall auf hartnäckige Verfolgung stieße. Gegenwärtig wird der Luchs noch am ehesten auf den Alpen gefunden, aber auch dort nicht häufiger als die wilde Katze; noch vor vierzig Jahren war es keine Seltenheit, daß allein in Graubünden in einem Jahre acht Exemplare erlegt wurden, während jetzt kaum ein einziges Stück jährlich in der ganzen Schweiz als Beute fällt.

Ungleich häufiger findet man ihn im nördlichen und nordöstlichen Europa. In Schweden wurden z. B. im Jahr 1835 auf den Jagdrevieren des Staats 360 Stück getötet. In Nordamerika versendet die Pelzhandelgesellschaft in Missouri jährlich zwischen 2000 und 4000 Luchsfelle. Die Felle sind schön rötlichgrau mit unregelmäßigen dunkeln Punkten oder Streifen und schwarzer Schwanzspitze, viel schöner als die der wilden Katze.

2. Die Luchse der Schweiz sollen etwas kleiner sein und geringere Pelze haben als die von Schweden und Rußland; sie messen aber

vom Kopf bis zum Schwanz immerhin stark 1 Meter, der dicht behaarte Schwanz 18 Centimeter, die Höhe 75 Centimeter. Ihr Gewicht wechselt zwischen 30 und 60 Pfund. Die dreieckigen Spitzohren sind mit einem steifen Haarpinsel geschmückt, der dicke Kopf ist katzenartig rund, die Augen groß und feurig, die Zunge stachligrauh, der Schnurrbart locker, die Lippen weiß mit schwarzen Mauirändern, vom Kinn an der Unterleib weiß. Das etwas kleinere, matter gefärbte Weibchen hat einen schmaleren Kopf. Das ganze Tier sieht schön, aber katzenartig unheimlich aus. In Graubünden wird auch sein Fleisch gegessen und sehr wohlschmeckend gefunden, was sonst selten einem Raubtier nachgerühmt wird. Wenn in den Alpen ein Luchs gespürt wird, so wird alles aufgeboten, dieses reißenden und gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch weiß er sich gut zu verstecken. So lange er in seinen Hochwäldern und Gebirgsklüften seine Nahrung findet, jagt er nicht weiter. Hier lebt er in den einsamsten und finstersten Schluchten mit seinem Weibchen und verrät seinen Aufenthalt nur selten durch ein durchdringendes, widerliches Heulen. So lange es geht, liegt er in der tiefsten Verborgenheit und lauert, der Länge nach auf einem bequemen unteren Baumast im Dickicht hingestreckt, wo ihn das Laubwerk halb verhüllt, ohne ihn beim Absprung zu hindern. Auge und Ohr in schärfster Spannung liegt er tagelang auf dem gleichen Fleck und scheint mit halb gesenkten Lidern zu schlafen, wenn seine Wachsamkeit gerade am größten ist. Er ist nicht so schlau wie der Fuchs, aber geduldiger, nicht so frech wie der Wolf, aber ausdauernder, von gewandterem Sprung, nicht so kräftig wie der Bär, aber scharfsichtiger, aufmerksamer. Seine größte Kraft liegt in den Füßen, der Kinnlade und dem Nacken. Was er mit seinem langen, sicheren Sprung erreicht, wird niedergerissen; erreicht er sein Tier nicht, so läßt er es gleichgültig fliehen und kehrt ohne ein Zeichen von Gemütsbewegung auf seinen Baumast zurück. Er ist nicht gefräßig, aber er liebt das frische, warme Blut und wird durch diese Liebhaberei unvorsichtig. Trifft er eine weidende Schaf- oder Ziegenherde, so schleicht er, schlangenartig auf dem Bauche sich windend, heran, schnellt sich im günstigen Augenblick vom Boden auf, dem aufspringenden Tier auf den Rücken, zerbeißt ihm die Pulsader oder das Genick und tötet es so augenblicklich. Dann leckt er zuerst das Blut, reißt den Bauch auf, frißt die Eingeweide und etwas von Kopf, Hals und Schultern und läßt das übrige liegen. Daß er den Rest verscharre, ist nicht erwiesen; wenigstens auf den Alpen geschieht

es nicht; auch frißt der Luchs schwerlich Aas. Seine eigentümliche Art der Zerfleischung läßt die Hirten über den Thäter nie im Zweifel. Nicht selten aber reißt er drei bis vier Ziegen auf einmal nieder, ja er fällt im Hunger selbst Kälber und Kühe an.

3. Hat der Luchs aber Wildbret genug, so hält er sich an dies und scheint eine gewisse Scheu zu haben, sich durch Zerreißung der Haustiere zu verraten. Die Gemsen fällt er mit Vorliebe an; doch übertreffen ihn diese an Feinheit der Witterung und entgehen ihm häufig, selbst wenn er sich an ihre Wechsel in Hinterhalt legt. Häufiger erbeutet er Dachse, Murmeltiere, Alpenhasen, Hasel- Schnee- und Birkhühner und greift im Notfall selbst zu Eichhörnchen und Mäusen. Selten fällt ihm in den unteren Bergen ein Reh zu; dagegen versucht er es wohl, sich unter der Erde nach den Ziegenställen durchzugraben, wobei einst ein Ziegenbock, der den unterirdischen Feind bemerkte, als er eben den Kopf aus der Erde hob, diesem so derbe Stöße zuteilte, daß der Räuber tot in seinem Tunnel liegen blieb.

92. Die Fledermaus.

1. Ein merkwürdiges Zwischengeschöpf zwischen Vögeln und Säugetieren ist die Fledermaus. Man verabscheut sie gewöhnlich und weiß nicht, daß diese häßlichen und menschenscheuen Geschöpfe unsere Wohlthäter sind. Auch sonst oft genug hegt der Mensch einen tiefen Widerwillen und ein fast unüberwindliches Grauen gegen Tiere, die ihm durchaus nur nützlich sind. So flieht oder verfolgt er die Kröten und Salamander, die so viele Heuschrecken, Würmer, Spinnen, Fliegen und Schnecken vertilgen; die Blindschleichen und Nattern, die dem Ungeziefer und der Überflutung der Mäuse wehren; die Maulwürfe, die Eulen und Fledermäuse, die er doch eher sorgfältig hegen sollte. Letztere sind, ähnlich den Schwalben, höchst wichtige Vertilger der Insekten, und verzehren mit fast unersättlichem Appetit Millionen von Käfern, Baumraupen, Kohl- und Nachtschmetterlingen, Maikäfern, und zerbeißen mit ihren vielen, äußerst spitzen Zähnen selbst die hartflügeligen Mistkäfer. Beobachtungen an gefangenen Exemplaren haben nachgewiesen, daß sie auch unmittelbar von der Erde aufzufliegen vermögen und ein so außerordentlich feines Gefühl besitzen, daß sie, selbst ihres Augenlichtes völlig beraubt, bei ihrem schwankenden Fluge jedem Hindernis in geschickten Wendungen ausweichen. Daneben haben sie freilich nicht das anmutige Aussehen und die freundlichen Manieren von Stubenvögeln, sind wild und bissig und sperren als-

bald ihre weiten, roten Rachen gegen die Hand des Menschen auf. Sie lassen sich schwer zähmen und verweigern in der Gefangenschaft gewöhnlich die Annahme jeglicher Nahrung. Auch sind ihr Bisamgeruch, ihre dünne, ölichte Flughaut, ihre fahle Behaarung, ihr Zischen und Keifen, ihre Schwänzchen und Krallen nicht eben lieblich; aber das alles kann man ihnen ja gönnen und sie in Ruhe lassen, damit sie ihre großen und guten Dienste fortsetzen können. Abergläubische Leute halten sie wie die Kröten und Nattern für giftig. Sie sind es natürlich ebenso wenig als jene und haben auch nicht die alberne Leidenschaft den Leuten in die Haare zu fliegen, wie man ihnen andichtet. Wiesel und Iltisse, Marder, Katzen und besonders die Eulen, ihre geschworenen Feinde, verfolgen sie schon sattsam, so daß ihre Überzahl nicht leicht dem Menschen lästig fallen wird, wenn er sie auch gewähren läßt.

2. Im Winter sehen wir keine Fledermäuse, außer etwa an ganz warmen Abenden einige wenige, und man fragt oft, wo diese Tierchen in der kalten Jahreszeit bleiben. Sie suchen, sobald der Frost eintritt, Höhlen, geschützte Felsengrotten, alte Rauchfänge und andere wärmere Verstecke auf, häkeln sich mit dem Daumen der Vorderfüße neben einander fest und schlafen, bis die Wärme des Frühlings sie wieder weckt. Langsam bewegt sich das kaum 4 ⁰ warme Blut durch ihre Körperchen; Stechen, Brennen, Schneiden verursacht ihnen Zuckungen, aber weckt sie nicht aus ihrer Erstarrung. Bringt man sie in die Wärme, so erwachen sie allmählich; setzt man sie aber größerer Kälte aus, als ihr Zufluchtsort zeigte, so wird der Blutumlauf sogleich lebhafter. Die Natur sucht eine höhere tierische Wärme zu erzeugen, aber ermattet bald in ihrer Anstrengung. Das immer schnellere Atemholen bringt eine immer wachsende Schwäche hervor, an der das Geschöpfchen bald unter leichten Zuckungen stirbt. Seine Lebenskraft ist in mancher Hinsicht sehr zähe, in anderer sehr schwach. An den geringsten Körperverletzungen sterben die Fledermäuse, während sie der elektrischen Einwirkung und der Luftpumpe sehr lange zu widerstehen vermögen, und hungern können sie länger als irgend ein anderes Säugetier.

Im Sommer halten sie sich immer paarweise zusammen; jede Haushaltung behauptet ihren kleinen Jagdbezirk und treibt den Eindringling mit Flügeln, Krallen und besonders mit den nadelfeinen Zähnen fort. Auf die Erde gefallen erheben sie sich selten unmittelbar zum Fliegen, sondern kriechen langsam und unbeholfen erst an

einer Mauer empor; dagegen fliegen sie rasch, sicher, mit schwalbenartigen, blitzschnellen Wendungen und haschen mit der größten Sicherheit das Insekt, welches ihr scharfes, glänzendes Auge bemerkt hat.

93. Die Kreuzotter.

1. Die Kreuzotter, auch Kupferschlange genannt, nimmt nach Alter, Geschlecht, Jahrszeit und Aufenthaltsort die verschiedensten Färbungen an; aber das breite, dunkelfarbige, genau zusammenhängende Zickzackband viereckiger Flecken, das vom Halse bis zur Schwanzspitze mitten auf dem Rückgrat fortläuft, ist ihr bleibendes Kennzeichen. Die Kehle des deutlich abgesetzten Halses erscheint weiß; auf der Mitte des Kopfes sitzen zwei dunkle Linien oder Flecken, die nur oberflächlich betrachtet für ein Kreuz angesehen werden können. Der Schädel ist glatt, dreieckig geformt und fein beschuppt; feurig glühen die liderlosen, braunen Augen, und schon Geßner, der Vater unserer Naturgeschichte, schrieb dem „Wurm“ ein „frevel Gesicht“ zu; der walzenförmige und muskelkräftige Leib endet in einer hellen, harten Schwanzspitze.

Mäuse sind die Lieblingsnahrung dieser Schlange, daneben frißt sie wahrscheinlich auch Nestvögel und bei Futtermangel vielleicht Echsen, Frösche u. dergl. Bei der Dehnbarkeit ihres Schlundes soll sie auch in Versuchung kommen ganze Maulwürfe zu verschlingen, wobei aber oft die Kieferbänder reißen oder der Leib platzt. Die scharfen Hakenzähnchen dienen nicht zum Kauen, sondern zum Festhalten der Beute. Wasser scheuen und fliehen sie wie alle unsere Schlangen außer der Ringelnatter.

2. Die Kreuzotter ist eigentlich weder durch ihre Größe, die höchstens 75 Centimeter, noch ihre Dicke, die nur 3 Centimeter beträgt, noch durch ein wildes Naturell furchtbar. In Ruhe gelassen greift sie nie einen Menschen oder ein größeres Tier an, flieht sogar beide gern, und nur wenn sie gereizt oder getreten wird, rollt sie sich schneckenförmig zusammen, zischt und schnellt sich pfeilartig auf ihren Feind los, beißt zu, verfolgt ihn aber nicht weiter. Auch wenn sie ihrer Nahrung bedürftig ist, geht sie nicht auf die Jagd, sondern wartet ruhig ab, bis irgend etwas in ihre Nähe kommt, zischelt, schießt los, beißt und läßt dann das Tier ruhig weiter laufen, behält es aber fest im Auge, da sie die Wirkung ihres Bisses genau kennt. Die Mäuse sterben fast augenblicklich, die Vögel nach einigen Minuten, Schafe und Ziegen nach einigen Stunden, größere

Tiere seltener, schwellen aber an und kränkeln einige Zeit. Den kaltblütigen Amphibien scheint der Biß nicht zu schaden. Unter einander suchen sie selbst im Streit sich sorgfältig vor dem Beißen zu hüten. Gefangen nimmt diese Otter durchaus keine Nahrung zu sich und bleibt oft 12 bis 16 Monate am Leben. Die zu ihr gesperrten Mäuse pflegt sie zu töten, aber nicht zu verzehren; sie giebt sogar bei der Gefangennehmung oft die zuletzt genommene Speise wieder her und hungert sich dann zu Tode.

3. Von einer Zähmbarkeit des Tieres ist keine Rede. Auch in der Freiheit scheint sie wenig Nahrung einzunehmen und sucht sich eine neue Maus erst wieder nach etlichen Tagen. Man fängt sie leicht, wenn man ihr mit dem Stiefel auf den Kopf tritt, den Schwanz mit der Hand faßt und sie so in eine Schachtel schlüpfen läßt. Sie vermag es bei wütendem Gezisch nicht, sich nach der Hand am Schwanze zurückzubringen. Ein geübter Schlangenfänger kann sie auch ohne weiteres mit der Hand vom Boden aufheben. Hat man Stiefel an, so läuft man gar keine Gefahr; denn diese Giftwürmer erheben sich nicht über sie hinauf und beißen nicht durch das Leder.

Nicht ganz selten geschieht es, daß Kinder, Holzhauer, Wildheuer, Jäger und Wanderer gebissen werden. Wenn der Gebissene nicht erhitzt ist, wobei das Gift schneller in das Blut tritt, oder die Viper nicht in kräftigem Stand ist, so hat die Wunde keine tödlichen Folgen, wenn der Verletzte nur den Mut nicht verliert, sogleich die Wunde aussaugt, dann ausschneidet, unterbindet oder mit Schwamm ausbrennt. Hierauf legt man etwas Ätzendes auf, Scheidewasser, Lauge oder wenigstens Branntwein. Das Aussaugen ist bei gesundem Munde und nicht allzu starker Anstrengung gefahrlos, da das Otterngift dem Magen ganz unschädlich ist und nur unmittelbar im Blute wirkt. Kann man die Wunde weder aussaugen noch ausschneiden, so unterbindet man sie wenigstens so fest als möglich und legt eine glühende Kohle darauf und nachher Ätzstoff. Schon nach wenigen Minuten macht das Gift starken Schwindel, zersetzt das Blut, bringt es in faulige Gärung; der Verwundete wird todesmatt, es stellen sich Erbrechen, Krämpfe, Schlingbeschwerden, Ohnmachten ein, die Wunde schwillt an, wird aber nur unter den ungünstigsten Umständen tödlich.

4. Daß man aber die Gefahr nicht mutwillig herausfordern soll, dafür giebt eine Geschichte den Beweis, welche der Naturforscher Lenz erzählt:

Ein verwegener Bursche, Namens Hörselmann, machte sich groß, ein Mittel zu kennen, mit dem er sich dem Bisse der Vipern ungestraft aussetzen könne. Er kam zu Lenz, der mehrere lebendige Vipern zu Versuchen hielt, und bat sie ihm zu zeigen. Ehe sich's der Naturforscher versah, griff er in die Viperkiste und nahm ein ruhig daliegendes Tier mitten am Leibe, hob es hoch empor und sprach einige unverständliche Zauberworte. Die Schlange blickte ihn grimmig an und züngelte sehr stark; dessenungeachtet steckte er schnell ihren Kopf in den Mund und that, als ob er daran kaue. Bald zog er sie wieder zurück und warf sie in die Kiste, spie dreimal Blut aus und sagte, indem sich sein Gesicht schnell rötete und seine Augen denen eines Rasenden glichen: „Mit meiner Wissenschaft ist es nichts, mein Buch hat mich betrogen.“ Er wollte nach Hause gehen und machte einige Schritte seinen Hut zu holen, wankte aber bald und fiel zu Boden, stand wieder auf und fiel von neuem nieder. Er sprach noch deutlich, aber leise; die Augen wurden matter, das Gesicht trieb sich immer mehr auf; er beklagte sich über Schwere des Kopfes und bat um eine Unterlage. Man trug ihn auf einen Stuhl, wo er sich anlehnen konnte; er blieb ruhig sitzen, klagte anfangs über Hunger, da er den ganzen Tag noch keine Nahrung zu sich genommen habe, forderte Wasser, trank aber nicht, senkte den Kopf, fing an zu röcheln und verschied. Der ganze Vorfall hatte 50 Minuten gedauert, und 10 Minuten nachher war die Leiche schon kalt. Bei näherer Besichtigung fand sich mitten auf der Zunge die Bißwunde, welche den raschen Tod verursacht hatte.

So todbringend die Kreuzotter für andere ist, so zäh ist ihr eigenes Leben. Im Branntwein hält sie zwei Stunden aus, selbst unter der Luftpumpe noch 18 bis 24 Stunden; der abgehauene Kopf beißt und vergiftet noch nach einer Viertelstunde; Tabaksaft indes tötet sie nach einigen Minuten, Blausäure augenblicklich.

Fabeln und Parabeln.

Nach dem Arabischen von Ph. Wolff.

94. Der Reiher und der Krebs.

Ein Reiher, der in dem Röhricht eines fischreichen Wassers nistete, hatte sich sein ganzes Leben hindurch von den Fischen des Teiches genährt. Als er aber alt geworden und außer stands war Fische zu fangen, mußte er großen Hunger leiden. Mit schwerem Herzen setzte er sich ans Ufer und sann auf ein Mittel sich aus der Not zu ziehen. Da kam ein Krebs an ihm vorbei, und als dieser bemerkte, wie traurig und kläglich der Reiher dasaß, näherte er sich ihm und sprach: „Ei, Freund, warum bist du so mißmutig?“ Der Reiher antwortete: „Und wie sollte ich nicht betrübt sein? Meine einzige Nahrung sind stets die Fische gewesen, welche ich in diesem Teiche fing. Nun sah ich heute zwei Fischer vorübergehen, von denen der eine zu dem andern sagte: „Ei, wie es doch hier von Fischen wimmelt! Wollen wir sie nicht sogleich fangen?“ Und der andere versetzte: „In dem und dem Teich habe ich noch mehr Fische gesehen; drum wollen wir bei ihm anheben, und wenn wir ihn ausgefischt haben, uns an diesen Teich machen und ihn leeren.“ Nun weiß ich, daß diese Männer, sobald sie dort fertig sind, an unsern Teich kommen und alle Fische weggefangen werden; dann aber bin ich verloren und das Ende meines Lebens ist da.“

Als der Krebs das hörte, lief er auf der Stelle zu den Fischen und erzählte es ihnen. Da gingen sie zu dem Reiher und sagten: „Wir sind zu dir gekommen, uns deinen Rat auszubitten; denn ein Kluger verschmäht auch den Rat seines Feindes nicht.“ Der Vogel erwiderte: „Da ich gegen die feste Absicht der Fischer nichts vermag, so weiß ich keinen andern Weg, die drohende Gefahr von mir abzuwenden, als wenn ich nach dem nächsten Weiher auswandere, der an Fischen und an Wasser und Schilf Überfluß hat. Falls ihr nun auch dorthin gelangen könntet, so würdet ihr daselbst eine sichere und behagliche Stätte finden.“ Die Fische erwiderten: „Niemand kann uns dazu verhelfen als du.“ Da fing der Reiher an täglich ein paar Fische fortzuschaffen, trug sie aber statt in den versprochenen Teich auf einen Hügel,

wo er sie verspeiste. Als er nun eines Tages wieder ein paar Fische holen wollte, trat der Krebs zu ihm und redete ihn also an: „Auch ich fürchte mich an diesem Ort zu bleiben und bin in Unruhe, solange ich da bin; drum nimm mich auch fort nach jenem Teich!“ Der Reiher ergriff den Krebs und flog davon. Als sie aber in die Nähe des Hügels kamen, wo der Reiher die Fische zu verzehren pflegte, schaute sich der Krebs um und erblickte eine Masse von Gräten. Jetzt merkte er, daß der Reiher die Fische, welche er fortgetragen, aufgefressen hatte, und daß er mit ihm selber schwerlich etwas anderes vorhabe, und dachte: „Wenn jemand an einem gefährlichen Ort seinem Feinde in die Hände fällt, soll er, ob er schon weiß, daß er hier sterben wird, sich doch immerhin wacker wehren.“ Dann packte er mit seinen Scheren den Reiher am Hals und würgte ihn zu Tode. So rettete sich der Krebs, worauf er zu den Fischen zurückkehrte und ihnen sein Abenteuer erzählte.

95. Der Löwe und der Hase.

In einer wohlbewässerten und fruchtbaren Landschaft lebte vor Zeiten ein Löwe und außer ihm eine Menge anderer Tiere. Da die Gegend an Wasser und fetten Weideplätzen reich war, litten sie keinerlei Mangel; aber die Furcht vor dem Löwen gestattete ihnen kein behagliches Genießen. Deshalb begaben sie sich insgesamt zu dem Löwen und sprachen: „Wenn du jedes von uns einzeln erjagen mußt, so hast du immer Mühe und Anstrengung; wir wollen dir einen Vorschlag machen, der dir selbst Vorteil und uns Ruhe verschaffen soll. Wenn du nämlich versprächest uns hinfort in Ruhe und Frieden zu lassen, würden wir uns anheischig machen, dir Tag um Tag, wenn du dein Frühmahl hältst, einen aus unserer Mitte zu schicken.“

Der Löwe willigte gern ein, und der Vertrag wurde abgeschlossen. Nachdem er aber längere Zeit von seiten der Tiere ehrlich gehalten worden war, traf den Hasen einmal das Los, daß er dem Löwen zum Frühstück dienen sollte. Da sprach er zu den übrigen Tieren: „Wenn ihr mich in meinem Plane unterstützet, der euch nicht den geringsten Schaden verursachen wird, so hoffe ich euch vor dem Löwen Ruhe zu schaffen.“ Die Tiere fragten: „Was verlangst du denn von uns?“ Der Hase erwiderte: „Gebt dem, der mich dem Löwen auszuliefern hat, den Auftrag,

daß er mich nicht treibe, wenn ich unterwegs ein wenig zögere!" Die Tiere riefen: „Das wollen wir dir gestatten." Der Hase machte sich sodann auf den Weg, hielt sich aber da und dort so lange auf, bis die Zeit verstrichen war, da der Löwe seinen Morgenimbiß zu nehmen pflegte. Endlich erschien er ohne Begleiter und zögernd vor dem Löwen, der hungrig und wütend von seinem Thron aufsprang und den Eintretenden anbrüllte: „Von wannen kommst du so spät?" Der Hase antwortete: „Ich ward von den Tieren abgesandt, dir einen Hasen zu überbringen; allein unterwegs überfiel mich ein Löwe, entriß mir denselben und sprach: „Diese Gegend gehört mir und alles, was darinnen ist." Als ich ihm nun entgegenhielt, der Hase sei zum Frühmahl des Königs bestimmt, welchem ich ihn im Auftrag der Tiere zu bringen habe, so höhnte und schmähte er dich, und ich bin herbeigeeilt, um dir den Vorfall zu melden." Da sprach der Löwe: „Komm mit mir und zeig mir den Ort, wo jener Löwe wohnt!" Da führte ihn der Hase zu einem Brunnen voll klaren Wassers, schaute hinein und sagte: „Hier ist der Ort, wo jener Löwe wohnte." Der Löwe blickte ebenfalls in den Brunnen, und als das Wasser sein Bild und das seines Begleiters widerspiegelte, zweifelte er nicht mehr an der Wahrhaftigkeit des Hasen, stürzte voll Kampfbegier auf den vermeintlichen Löwen los und ertrank in dem Brunnen. Darauf kehrte der Hase zu den Tieren zurück und erzählte ihnen, wie er den Löwen überlistet habe.

96. Der Betrüger und der ehrliche Mann.

Ein durchtriebener Betrüger und ein ehrlicher Mann traten mit einander eine Handelsreise an. Unterwegs fand der Ehrliche, als er einmal beiseite ging, einen Beutel mit tausend Goldstücken und behielt ihn für sich, was dem Betrüger nicht verborgen blieb. Als sie nun auf dem Heimwege nahe bei ihrer Geburtsstadt angelangt waren, setzten sie sich hin, um das Geld zu teilen, und der Ehrliche sprach: „Nimm du die eine Hälfte und laß mir die andere!" Der Betrüger aber, der gar zu gerne die tausend Goldstücke allein gehabt hätte, sagte zu seinem Reisegefährten: „Laß uns das Geld nicht teilen, sondern es soll unser gemeinschaftlicher Besitz bleiben. So werden sich die Bande der Genossenschaft noch fester unter uns schließen. Jetzt wollen wir nur, was wir gerade brauchen, von dem Gelde nehmen, das

übrige aber an dem Stamme dieses Baumes vergraben; denn das ist ein sicherer Ort. Wenn wir dann wieder Geld nötig haben, so gehen wir mit einander zu dem Baume hin und holen uns so viel als wir brauchen. Niemand kennt ja den Ort.“ Da nahmen sie etwas weniges von dem Gelde, vergruben das übrige an dem Stamme eines großen Baumes und wanderten dann mit einander in die Stadt. Nicht lange nachher schlich sich der Betrüger heimlich zu dem Baume, grub den Beutel aus und ebnete den Boden wieder so, wie er vorher gewesen war. Nach einigen Monaten kam dann der ehrliche Mann zu dem Betrüger und sprach zu ihm: „Ich habe einiges Geld nötig; drum komm mit mir, daß wir unsern Bedarf holen!“ Der Betrüger begab sich alsbald mit ihm nach dem Orte hin. Sie gruben nach, fanden aber nichts. Da schlug der Betrüger den ehrlichen Mann ins Gesicht und rief: „Betrüge einen treuen Freund nicht so schändlich, du hast das Geld gestohlen!“ Der Ehrliche schwur, daß er das nicht gethan habe und verwünschte den Räuber. Allein der Betrüger schlug immer heftiger auf ihn los, indem er immer wiederholte: „Kein anderer hat es genommen als du; denn außer dir weiß niemand etwas davon.“ Nachdem ihr Handel eine Weile gedauert hatte, brachten sie ihre Sache vor den Richter, der sich den Hergang auseinandersetzen ließ. Der Betrüger behauptete fest, daß sein Kamerad das Geld gestohlen habe; dieser aber leugnete es und fragte: „Hast du für deine Behauptung einen Zeugen?“ Er bejahte und fügte hinzu: „Der Baum, unter dem die Goldstücke vergraben waren, wird mir bezeugen, daß sie mein schlechter Freund genommen hat.“ Der Betrüger hatte nämlich seinen Vater zu dem Baume gehen und sich darin verstecken heißen, um, falls man ihn frage, die gewünschte Antwort zu geben, und dieser hatte sich wirklich in der Höhlung des Baumes versteckt. Auf die Beteurung hin begab sich der Richter, der die Sache für bedeutend nahm, von seinen Leuten sowie von dem Betrüger und dem ehrlichen Manne begleitet, zu dem Baum und erhielt wirklich auf seine Frage, wer das Geld entwendet habe, durch den darin verborgenen Alten die Antwort: „Der Angeklagte hat es genommen.“ Die Verwunderung des Richters stieg auf das höchste, als er diese Stimme vernahm; dann aber ließ er Holz herbeitragen und rings um den Baum ein Feuer anlegen, um ihn zu verbrennen. Da schrie der Vater des Betrügers um Hilfe und wurde halbtot aus-

dem Stamme herausgezogen. Nachdem der Richter sich dann den ganzen Verlauf der Sache überdacht hatte, verhängte er über den Betrüger Stockschläge, während sein Vater Rutenstreiche erhielt und zur Schau auf einem Esel reitend sich durch die Stadt führen lassen mußte. Überdies mußte der Betrüger dem ehrlichen Manne die ganze Summe zurückerstatten.

Sechs Fabeln von Lessing.

97. Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner näheren Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?“ „Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Erfahrung, daß wir großen Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du zum Exempel von dem Elefanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt.“ „Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten!“

98. Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräßiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge. „Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährst dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.“ Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: „Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen!“

99. Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno selbst erstaunten darüber. „Deiner Feindin,

rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich?“ „Ja, ihr selbst; erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.“ Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno ward versöhnt.

100. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe fand ein Stück Fleisch. Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiter!“ „Für wen siehst du mich an?“ fragte der Rabe. „Für wen ich dich ansehe? erwiderte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?“ Der Rabe erstaunte und freute sich innig für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß, dachte er, den Fuchs nicht aus diesem Irrtum bringen.“ Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon. Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf und fraß es mit boshafter Freude.

101. Der Fuchs und der Tiger.

„Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte der Fuchs zum Tiger, möchte ich mir wohl wünschen.“ „Und sonst hätte ich nichts, was dir anstände?“ fragte der Tiger. „Ich wüßte nichts.“ „Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es ist so vielfarbig als dein Gemüt, und das Äußere würde sich vortrefflich zum Innern schicken.“ „Eben darum, versetzte der Fuchs; danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!“

102. Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte und alle Tiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf. „Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?“ Und der Hund

nahm das Wort und sprach: „Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.“ „Und warum jammerte das Schaf?“ fragte die gerührte Göttin. „Ich Ärmste! so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!“ Indem drang mit des Hirten Gebet der Rauch des geopferten Schafs, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Erzählungen von Hebel.

103. Suworow.

Der Mensch muß eine Herrschaft über sich selber ausüben können, sonst ist er kein braver und achtungswürdiger Mensch; und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, sondern immer. Der russische General Suworow, den die Türken und Polacken, die Italiener und die Schweizer wohl kennen, der hielt ein scharfes und strenges Kommando. Aber, was das Vornehmste war, er stellte sich unter sein eigenes Kommando, als wenn er ein anderer und nicht Suworow selber wäre; und sehr oft mußten ihm seine Adjutanten dies und jenes in seinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wütend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienst etwas versehen hatte, und fing schon an ihn zu prügeln. Da faßte der Adjutant ein Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienst erweisen, eilte herbei und sagte: „Der General Suworow hat befohlen, man solle sich nie vom Zorn übernehmen lassen.“ Sogleich ließ Suworow nach und sagte: „Wenn's der General befohlen hat, so muß man gehorchen.“

104. Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche sehr alt werden. Ein Reisender begegnete einmal einem betagten Sechziger, welcher schluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, sagte dieser, der Vater habe ihm eine

Ohrfeige gegeben. Das kam dem Fremden fast unglaublich vor, daß ein Mann von solchen Jahren noch einen Vater am Leben haben und noch unter seiner Zucht stehen sollte. Als er ihn aber nach der Ursache der Ohrfeige fragte, so sagte der Sechziger: „Drum habe er den Großvater schier fallen lassen, als er ihm habe sollen ins Bett helfen.“ Als das der Fremde hörte, ließ er sich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch so sei wie er sagte. Ja, es war so. Der Bube war 62 Jahre alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde sagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz kurios zu Mute, wenn man so 288 unter drei Hüten bei einander sehe.

105. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß; denn es giebt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnsessel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter Langerweile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Foudre, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn

ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stunden weit wegwohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben." Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Kuckuck nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt!" Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lang nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch

nur ein wenig in den Ohren brauste oder das Herzwasser lief' mir!" Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt!" Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt seid. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib; deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, da's niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlupfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl," und hat nachher den Rat befolgt und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

106. Der Husar in Neiße.

Als im Anfang der französischen Revolution die Preußen mit den Franzosen Krieg führten und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preußischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein bares Geld, so viel war, und viel Geldeswert, zuletzt auch noch das schöne Bett mit nagelneuem Überzug und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von acht Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stößt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter läuft ihm nach, hält ihn am Dolman fest und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie und wirft sie in den Sodbrunnen, der im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neiße in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meint, es sei schon lange Gras darüber gewachsen. Allein was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neiße ein; ein junger Sergeant wird abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav,

führt sich ordentlich auf und scheint guter Dinge zu sein. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffee ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, ging sie endlich in das Stüblein hinauf, machte leise die Thür auf und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber ging leise auf ihn zu und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seid Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an und sagte, die Überzüge dieses Bettes, in dem er heute nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in der Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seien, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sei voll Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in der Champagne, und kannte die Überzüge noch, und die roten Namensbuchstaben, womit sie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erschrak die gute Frau und sagte, daß sie dieses Bettzeug von einem braunen Husaren gekauft habe, der noch hier in Neiße lebe, und sie könne nichts dafür. Da stand der Franzose auf und ließ sich in das Haus des Husaren führen und erkannte ihn wieder.

„Denkt Ihr noch daran, sagte er zu dem Husaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unschuldigen Mann in der Champagne Hab und Gut und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hause getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte? und an meine Schwester?“ Anfänglich wollte der alte Sünder sich entschuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es soll, und was der eine liegen lasse, hole doch ein anderer; und lieber nimmt man's selber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche sei, dessen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte, und als er ihn an seine Schwester erinnerte, versagte ihm vor Gewissensangst und Schrecken die Stimme, und er fiel vor dem Franzosen auf die zitternden Kniee nieder und konnte nichts mehr herausbringen als: „Pardon!“ dachte aber: es wird nicht viel helfen.

Der Leser denkt vielleicht auch: jetzt wird der Franzos den Husaren zusammenhauen, und freut sich schon darauf. Allein das könnte mit der Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz be-

wegt ist und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch und sagte: „Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott!" Mit diesen Worten ging er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Mut, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr und soll nach einem Vierteljahr gestorben sein.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

107. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand als der

Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan,“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch soviel als: ich kann Euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gaßaus gaßein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt Het Ey oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: ha ha! schaut's da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat! kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden auf-

schlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein, sagte er, dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „Kannitverstan!" war die Antwort. Da fielen unserem guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsinken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

108. Ein Pudel als Lebensretter.

Nach dem Morgenblatt von 1812.

Eine Dame aus St. Petersburg, die Gattin eines begüterten Mannes, ging mit ihrem dreijährigen Knaben an dem sogenannten Katharinenkanal zu einer Zeit spazieren, da eben an einigen Stellen das eiserne Geländer wegen Ausladung der Waren aus einigen Barken ausgehoben war. Das Kind strauchelt an einem Sparren und stürzt durch die Öffnung in den Kanal hinab. Entsetzt eilt die Mutter zur Stelle und ist im Begriff ihrem Kinde nach ins Wasser zu springen, als sie sich zurückgehalten fühlt. Ein junger Mann steht hinter ihr, tröstet in der Kürze, verspricht Hilfe, ergreift seinen Hund, wirft ihn in den Kanal und ruft ihm „apport!" zu. Der Pudel rudert dem Kinde nach, packt es beim Kleide nahe am Halse, hält seinen Kopf über dem Wasser und trägt es schwimmend nach einer nahen steinernen Bank, wo sein Herr ihm die schwere Bürde abnimmt. Die Mutter, ganz außer sich vor Freude, drückt bald das Kind bald das verständige Tier an ihre Brust und dankt ihm für die Rettung des

Kindes, als spräche sie mit einem Menschen. Jetzt kommt ihr Mann herbei. Des innigsten Dankes voll will er dem jungen Mann eine Belohnung von tausend Rubeln reichen; allein dieser schlägt das Geld aus mit der Äußerung, daß er durch sein Bewußtsein, Veranlassung zu der schönen That geworden zu sein, überreich belohnt sei, und daß er nichts, sein Pudel aber alles gethan habe. Jetzt kommt der Russe auf den Gedanken den Hund zu kaufen. Er macht dem jungen Mann den Antrag, er bietet ihm die tausend Rubel für den Hund. Aber jener ist nicht zu bewegen. „Mein Hund war mir früher nicht für tausend Rubel feil, spricht er. Jetzt aber, da er ein Menschenleben gerettet hat, verkaufe ich ihn nicht für zehntausend.“ Nach diesen Worten wendet er sich um, geht seines Weges und verliert sich unter der Menge. Seither sind alle Bemühungen ihn zu erfragen fruchtlos geblieben.

109. Die Hunde der Kamtschadalen.

Nach Hartwig.

Unter den Haustieren der Kamtschadalen ist unstreitig das schätzbarste der Hund, der für den dauerhaftesten und geschwindesten in ganz Sibirien gehalten wird. Er hat Ähnlichkeit mit dem Wolfshunde unserer Schäfer und ist mit langem fahlem, rötlichem oder gelblichweißem Haare bedeckt. Die kurzen, aufrechtstehenden Ohren geben ihm ein munteres Aussehen. Er nährt sich von lauter Fischen. Vom Frühling bis in den Spätherbst bekümmert man sich nicht im geringsten um ihn, sondern er geht allenthalben frei herum und lauert den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, die er sehr behende zu fangen weiß. Wenn er Fische genug hat, so frißt er wie der Bär nur die Köpfe. Im Oktober sammelt jeder seine Hunde, bindet sie an Pfeilern an und läßt sie weidlich hungern, damit sie sich des Fetts entledigen und zum Laufen fertiger werden, und dann geht mit dem ersten Schnee ihre Not an, so daß man sie bei Tag und Nacht durch ein gräßliches Geheul ihr Elend beklagen hört. Dies ist die Straßenmusik von Petropaulowsk. Ihre Winterkost besteht aus verschimmelten, an der Luft getrockneten Fischen. Mit diesen füttert man sie morgens und abends; unterwegs giebt man ihnen nichts, und wenn sie auch zehn Stunden laufen sollten.

Man kann sich nicht genug über ihre Stärke verwundern. Gewöhnlich spannt man nur fünf Hunde an einen Schlitten; diese ziehen drei erwachsene Menschen mit sechzig Pfund Gepäck behende fort.

Leicht beladen legt ein solches Hundegespann auf schlimmen Wegen und in tiefem Schnee 30 bis 40 km des Tages zurück, auf guten Wegen 80 bis 150. Das Pferd wird dort niemals den Hund als Zugtier verdrängen können wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, während ein Pferd bis an den Leib einfällt, sowie auch wegen der vielen steilen Berge und der zahlreichen Wasser, die nicht so hart zufrieren, daß sie ein Pferd tragen können. Wegen der häufigen Sturmwinde hat man auch nie oder selten einen gebahnten Weg zu hoffen. Übrigens ist das Reisen mit Hunden ebenso gefahrvoll als beschwerlich. Statt der Peitschen bedient man sich dabei des Otschols, eines krummen mit eisernen Ringen versehenen Stocks. Das durch Schütteln hervorgebrachte Geklingel giebt dem Leithund die nötigen Zeichen. Wenn das Gespann sich zu sehr der Faulheit hingiebt, so wirft man den Otschol darunter, um es aus seiner Trägheit aufzurütteln. Dann muß aber der Reisende geschickt genug sein, den Otschol im Vorbeirennen wieder aufzugreifen. Außer dem Ziehen sind die Hunde auch gute Wegweiser und wissen sich selbst im größten Sturm, wo man kein Auge öffnen kann, zurecht zu finden. Sind die Schneegestöber so stark, daß man liegen bleiben muß, wie es sehr oft geschieht, so erwärmen und erhalten sie ihren Herrn, liegen neben ihm stundenlang ruhig und stille, so daß er unter dem Schnee sich um nichts zu kümmern hat, als daß er nicht allzutief vergraben und erstickt werde. Auch geben die Hunde die sichersten Vorzeichen von herannahendem Unwetter; denn wenn sie beim Rasten Gruben in den Schnee graben und sich hineinlegen, so kann man mit voller Gewißheit einen Sturm erwarten.

Die Schlittenhunde werden sehr frühzeitig zu ihrem künftigen Dienste abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie samt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, so daß sie weder Menschen noch Tiere zu sehen bekommen. Sind sie von der Hündin abgewöhnt, so legt man sie abermals in eine andere Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten und fährt mit ihnen einen kurzen Weg. Weil sie nun hund- und menschenscheu sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen, müssen sie von neuem in die Grube, und das wird so lange fortgesetzt, bis sie auch an weitere Reisen gewöhnt sind. Haben sie so völlig ausstudiert, so genießen sie ihre hündische Sommerfreiheit. Die harte Erziehung aber verbittert ihren ganzen Charakter. Sie bleiben zeitlebens menschenscheu, un-

friedlich, bekümmern sich nicht im geringsten um ihres Herrn Güter, sind sehr furchtsam und melancholisch und sehen mißtrauisch in die Welt hinein. Wie ganz anders als der treue Pudel und das freundliche Schoßhündchen!

110. Der Strauß.

Nach den „Erforschungsreisen im Innern Afrikas.“

1. Unter der afrikanischen Tierwelt lernen wir als eine besonders merkwürdige Figur den Vogel Strauß kennen, dieses wunderbare Mittelgeschöpf zwischen Vogel und Säugetier, das sich selbst mehr zur letzteren Klasse zu rechnen scheint, indem es sich nie mit andern Vögeln abgiebt, wohl aber häufig in Gesellschaft von Zebras, Gnus, Antilopen u. s. w. gefunden wird. In der That erinnern manche Eigentümlichkeiten dieses Tiers, seine gespaltenen Hufe und seine löwenmäßige Stimme, so sehr an ein großes Säugetier, daß der Name Kamelvogel, den ihm schon die Völker des Altertums beilegten, gar nicht unpassend erscheint. /Auch darin hat die alte Sage recht, daß die Geistesgaben der Strauße nicht die glänzendsten sind; doch ist er nicht so thöricht, seine Rettung vor Verfolgern darin zu suchen, daß er seinen Kopf in einen Busch steckte; seine scharfe Wachsamkeit und sein schneller Lauf sind viel wirksamere Mittel ihn außer Gefahr zu bringen.

2. In einzelnen Familien oder größeren Truppen bis zu 50 Stück sieht man den Strauß seiner Nahrung nachgehen, die aus allerlei Schoten, Knollen, Melonen, Gesäme und Gräsern besteht. Stets wählt er dazu solche Stellen, wo er eine freie Umsicht hat und alles Verdächtige schon von weitem erspähen kann. Flieht er, so folgt alles in Sicht befindliche andere Wild seinem Beispiel. Seine Schritte verlängern sich auf der Flucht bis zu 4½ Meter und folgen sich so schnell, daß man sie ebenso wenig zählen kann als die Speichen eines vorbeirollenden Wagens. Unter solchen Umständen ist es selbst mit dem besten Pferde in der Regel unthunlich, den Strauß zu erjagen. Auch die Araber im Norden Afrikas mit ihren guten Pferden unternehmen dies nicht, sondern reiten gemächlich hintendrein und halten den Vogel so lange in Bewegung, bis er erschöpft ist, was freilich oft erst nach einem tagelangen Ritt der Fall ist. Nur gegen den Anfang der Regenzeit, wenn die Luft so unerträglich heiß und schwül ist, daß der 2 bis 2½ Meter hohe Vogelriese bewegungslos auf seinem Blachfelde steht, die Flügel ausgebreitet und den

Schnabel weit aufgesperrt haltend, ist es möglich ihn durch eine kurze Hetze bis zum ohnmächtigen Stillstand zu bringen. Ein Schlag mit dem Stock auf seinen Kopf genügt alsdann ihm den Rest zu geben. Freilich kommt es bei solchen Gelegenheiten auch vor, daß das Pferd eher vor Erschöpfung niederstürzt als der Strauß. Eine Anzahl Reiter, sofern es ihnen gelingt, die Strauße von weitem zu umzingeln und nach und nach in die Enge zu treiben, hat natürlich mehr Aussicht auf Erfolg und auf ein Jagdvergnügen; denn um des Nutzens willen, der lediglich in den Schmuckfedern besteht, werden solche größere Jagden schwerlich unternommen; auf den Erwerb gehen bei der Straußjagd nur die Eingeborenen, die Buschmänner, aus, und daß diese alljährlich nicht wenige dieser Tiere erlegen, das beweist die Menge Federn, die auf den Markt kommt. Den kleinen vergifteten Pfeilen des Buschmanns hat die vornehme Welt den größten Teil dieses Luxusartikels zu verdanken.

3. Übrigens haben die Eingeborenen allerlei Mittel sich des Straußes zu bemächtigen; man legt ihm z. B. Schlingen, in denen er sich mit dem Halse oder Beine fängt; man hetzt ihn selbst zu Fuße, wie der Reisende Anderson am See Ngami sah. Dort pflegten die Buschmänner einen Trupp Strauße plötzlich zu umringen, sie durch Schreien bestürzt zu machen und dann ins Wasser zu treiben, wo sie ohne Mühe erlegt werden konnten. Der Strauß nimmt seine Flucht gern gegen den Wind und weicht von der einmal angenommenen Richtung nie ab, sondern vergrößert, wenn er stark verfolgt wird, nur die Schnelligkeit seines Laufes. Sieht er in der Ferne einen Wagen gegen den Wind fahren, so bildet er sich ein, daß man ihn umzingeln wolle, und rennt nun ebenfalls gegen den Wind, um an dem Fuhrwerk vorbeizukommen, dem er damit oft so nahe kommt, daß ein Schuß angebracht werden kann. Diese Eigentümlichkeit machen sich die Eingeborenen ebenfalls zu nutze. Wenn sich die Strauße in einer an beiden Seiten offenen Thalmulde befinden, so fangen eine Anzahl Menschen an zu laufen, als wollten sie ihnen den Ausgang dort abschneiden, wo der Wind hereinkommt. Der Strauß überlegt nun nicht, daß ihm nach jeder andern Richtung die Welt offen steht; er will schlechterdings an den Leuten vorbeikommen, und da widerfährt es ihm denn nicht selten, daß er bei dem Versuche gespießt wird. Der einzelne Buschmann kriecht eine gute Strecke auf dem Bauche und kommt damit den Straußen trotz ihrer Wachsamkeit nahe genug, um seinen Schuß anbringen zu können. Findet

er ein Nest, das die Alten zeitweilig verlassen haben, so trägt er die Eier in Sicherheit und legt sich selbst im Neste auf die Lauer; gewöhnlich gelingt es ihm so, von den zurückkehrenden Alten sich eines oder auch beide durch einen Pfeilschuß zu sichern.

4. Am leichtesten werden sie den Jägern in der Nähe des Wassers zur Beute; denn die armen Tiere vergessen im Drange ihren Durst zu stillen einen guten Teil ihrer gewöhnlichen Vorsicht. Das schlaueste Jagdmanöver des Buschmanns ist aber gewiß die Verkleidung in einen Strauß. Es wird eine Art Kissen hergerichtet, das etwa die Form eines Sattels hat. Dieses wird mit Federn besetzt, so daß es den Rücken des Tieres nachbildet, und in dem Hohlraume verbirgt der Jäger den Kopf. Die Beine der Schwarzen bekommen irgend einen weißen Anstrich, der ausgestopfte Kopf und Hals des Straußes wird mit der rechten Hand gelenkt. So ausgerüstet begiebt sich der Mensch-Vogel auf die Weide, pickt auf dem Boden herum, sieht sich dazwischen scharf um, schüttelt die Federn, geht und trabt, und zwar alles so natürlich, daß auf ein paar hundert Schritt Entfernung der unechte Vogel von dem echten nicht mehr zu unterscheiden ist. Die Strauße lassen ihr Ebenbild unbesorgt herankommen, schlagen wohl auch mit den Flügeln darnach; denn ein Fremdes ist es ihnen jedenfalls. Solche Schläge, deren einer schon hinreicht, einen Mann zu Boden zu strecken, müssen ebenso sorgfältig vermieden werden, wie der Jäger sich unter dem Winde halten muß, um sich nicht durch den Geruch zu verraten. Hat er nun einen Pfeil glücklich angebracht und der Trupp rennt fort, so rennt er mit und sucht einen zweiten zu treffen. Auf keinen Fall aber dauert dies Beisammensein lange Zeit; denn etweder bekommen die Tiere den Geruch des Schwarzen und suchen das Weite, oder er wird als vermeintlicher Fremder so mißhandelt, daß er die Maske abwerfen und zeigen muß, wer er ist.

5. Nicht vor jedem Feinde flieht der Strauß wie vor dem Menschen; er hält im Notfall gegen kleinere Raubtiere, Hyänen, Schakals, Panther, wilde Hunde, auch Jagdhunde, tapfer stand, und wenn es ihm gelingt, einem solchen Feinde mit seinem kräftigen Fuße einen Schlag zu versetzen, so hat derselbe für lange Zeit oder auch für immer genug daran. Ein solcher Schlag giebt dem eines Pferdes nicht das geringste nach, wiewohl er jederzeit nach vorn gerichtet ist. Nur der Löwe ist schlau genug, um den Strauß zu beschleichen und abzufangen.

Die ängstliche Sorgfalt, mit welcher der Strauß seine Nachkommenschaft vor Gefahren zu schützen sucht, und die kleinen Kunstgriffe, die er zu diesem Zweck ins Werk setzt, sind rührend und komisch zugleich. Ein auf dem Neste sitzender Vogel flieht nicht, wenn Menschen vorbeikommen, sondern duckt sich gewöhnlich, bis er platt auf dem Boden liegt. Ein andermal fährt er gleich einem Hunde heraus und spielt den angreifenden Teil, macht aber bald wieder kehrt und flieht in einer Richtung, welche vom Neste ablenkt. Trifft man auf einen Strauß, der Junge in seiner Obhut hat, so stellt er sich lahm, um die Verfolgung auf sich zu lenken, oder er macht in diesem Sinne irgend ein anderes Manöver, wie in einem Falle, welchen Anderson erlebte.

6. Er traf einmal in einer von Pflanzenwuchs gänzlich entblößten Einöde des Damaralandes ein Straußenpaar mit einigen 20 Jungen an. Da es ihnen darum zu thun war, zu naturwissenschaftlichen Zwecken einige Junge einzufangen, so machten sie alsbald mit ihren vierbeinigen Rennern auf die zweibeinigen Jagd. Die Alte hatte die Spitze genommen, die Jungen folgten, und der Hahn deckte den Rückzug. Als dieser sah, daß die Jäger näher kamen, mäßigte er seine Schritte und schlug eine etwas abweichende Richtung ein; sobald er jedoch gewahrte, daß die Jäger nicht auf ihn achteten, fing er wieder an zu rennen und umkreiste nun mit herabhängenden Flügeln die Jäger erst in weiten, dann in immer enger werdenden Bögen, bis er endlich auf Pistolenschußweite nahe kam. Da stürzte er plötzlich zu Boden und fing an verzweifelt mit den Beinen zu strampeln, als sei es ihm unmöglich wieder in die Höhe zu kommen. Die Jäger glaubten nicht anders, als es habe ihn ein vorher abgefeuerter Schuß getroffen und näherten sich rasch; aber bald sahen sie, daß sein Benehmen nur eine List war. Denn nun konnte er gleich aufstehen und rannte davon in der von seiner Familie direkt abgewandten Richtung. Letztere hatte währenddem einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und die Jäger mußten eine volle Stunde scharf galoppieren, ehe sie einige der Jungen in ihre Gewalt bekamen.

7. Selbst die jungen, kaum ausgekrochenen Strauße wissen bereits ein sehr gutes Sicherheitsmittel; sie drücken sich platt an die Erde, und da ihre Pfeffer- und Salzfarbe merkwürdig mit der des Bodens übereinstimmt, so ist es oft, als wenn sie vor den Augen des Zuschauers wie durch Zauber verschwunden wären. Übrigens laufen

sie auch schon meisterhaft, wenn sie kaum die Größe eines Huhns erreicht haben.

Die Nähe von Ansiedlungen vertreibt den Strauß nicht von seinem Platze, sondern macht ihn nur vorsichtiger. So fällt er dann gelegentlich auch in die Felder der Eingeborenen ein und richtet durch Abweiden und Niedertreten des Getreides nicht geringen Schaden an. Der jung eingefangene Strauß läßt sich leicht zähmen; aber er ist kein angenehmer Hausgenosse, da er keinen Nutzen stiftet, vielmehr manchen Schaden anrichtet und zuweilen auch bösartige Launen hat. Wer wollte auch gerne einen Gast beherbergen, dem nichts unverdaulich scheint, der mit gleicher Gier junges Geflügel wie Holz, Steine, Löffel und Messer verschlingt!

8. Das Fleisch des Straußes findet wenig Liebhaber und kommt im besten Falle, wenn das Tier jung und wohl genährt ist, etwa einem zähen Truthahn gleich. Desto geschätzter sind die Eier, mit denen die Straußhenne nichts weniger als karg ist. Sie sind für Eingeborene und Reisende ein gleich willkommener und nahrhafter Fund; denn über den kleinen Übelstand, daß sie einen widrigen Duft und Beigeschmack haben, hilft der gesunde Appetit, den die Wüstenluft verleiht, unschwer hinweg. Die Straußennester sind nichts als flache Mulden im Sande, gewöhnlich zwischen Heide- oder anderem Gestrüpp. Hier finden sich gewöhnlich 20 bis 25, zuweilen aber 30, 40 und mehr Eier, so daß es scheint, als bedienten sich mehrere Hennen desselben Nestes. Die Eier sind aufrecht gestellt, als gälte es möglichst viele in einem gegebenen Raume unterzubringen; um das Nest herum liegen immer noch einige Eier verstreut, von denen man glaubt, daß sie zur ersten Nahrung für die Straußenküchlein bestimmt seien. Unbegründet ist, daß der Strauß das Ausbrüten der Eier der Sonne überlasse; die beiden Alten wechseln vielmehr in dem Brütgeschäft ab und lassen nur in den heißesten Tagesstunden das Nest allein, um ihrer Nahrung nachzugehen. Findet jemand ein Nest voll Eier und schafft sie nicht alle auf einmal fort, so kann er sicher sein, bei seiner Rückkunft die übrigen von den Straußen zerschlagen zu finden. Selbst wenn der Besucher das Nest nicht beraubt, sondern nur die Eier berührt oder Fußspuren zurückgelassen hat, sollen sie das Zerstörungswerk ausüben und das Nest verlassen.

Die Stimme des Straußes gleicht nach Livingstone so vollkommen der des Löwen, daß, wenn das Gebrüll aus einiger Entfernung kommt, niemand, auch kein Eingeborener, mit völliger Sicherheit den

Urheber bestimmen kann. Am ehesten kann man sie dadurch unterscheiden, daß der Strauß bei Tage brüllt, der Löwe aber bei Nacht seine Stimme erhebt. Ist aber der Thäter entdeckt, dann macht der eine einen ebenso lächerlichen als der andere einen fürchterlichen Eindruck, und es bewährt sich hier, daß, wenn auch zwei dasselbe thun, es doch nicht dasselbe ist.

111. Der Löwe in der Hürde.

Von Brehm.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sichern Hürde untergebracht, hinter dem hohen und meterdicken Zaun, der aus den stachlichsten Äſten der Mimosen geflochten wird, dem sichersten Schutzwall, den er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen; die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergelassen. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einemmale giebt sie hellen Laut; im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wütend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgeläut. Eine Hyäne hatte das Lager umschlichen, mußte aber vor den mutigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein.

Es wird stiller und ruhiger; der Lärm verstummt; der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers sind in dem Zelte zur Ruhe gegangen. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte gethan und wenden sich gleichfalls ihrem Lager zu. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein Löwe. Jetzt bewährt er seinen Namen „Essed", d. i. der Aufruhrerregende; denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung entsteht in der Hürde. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an. Die Ziegen schreien laut. Die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen. Das Kamel sucht, weil es entfliehen möchte, alle Fesseln zu sprengen. Die mutigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn. Zitternd und selbst an seiner Stärke verzweifelnd wagt

es dieser nicht, nur mit der Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten. Er muß es geschehen lassen, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen. Ja, er muß es geschehen lassen, daß der Löwe auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen, „Sabaa“, d. h. Würger der Herden, wahr macht.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind; das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier; mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendete Tier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er den Rückzug an. Er muß wieder über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Ich habe selbst eine $2^1/_2$ Meter hohe Hürde gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesetzt hatte; der Eindruck war noch sichtbar, den die schwere Last auf dem First des Zaunes bewirkt hatte, und auf der andern Seite die Vertiefung im Sande, welche das herabstürzende Rind zurückließ. Mit Leichtigkeit trägt der Löwe eine solche Last seinem vielleicht eine halbe Meile entfernten Lager zu, und man kann die Furche, welche ein so geschlepptes Tier im Sande zog, oft bis zu dem Ort verfolgen, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen atmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu von Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergiebt sich gefaßt in sein Schicksal; er weiß, daß er in dem Löwen einen König zu erkennen hat, der ihn fast ebenso schwer brandschatzt als der Menschenkönig, unter welchem er steht.

112. Aus dem Affenleben.

Eine Erzählung von L. Brehm.

1. Während meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika hatte ich überall, wo es anging, eine mehr oder minder zahlreiche Tiergesellschaft um mich. In Ostsudan lebte ich eigentlich meinen Tie-

ren mehr als den Menschen, und das hatte seinen guten Grund. Die dortigen Menschen verstanden mich nicht oder waren Leute, denen man lieber aus dem Wege geht, als daß man sie aufsucht. Deshalb befand ich mich wohler unter meinen Tieren, welche zuweilen fast sämtliche Räumlichkeiten meiner Wohnung im Besitz hatten.

Unter andern hielt ich gleichzeitig über ein Dutzend Affen lebendig, große und kleine, Meerkatzen und Paviane. Jedes dieser merkwürdigen Tiere hatte sein eigenes Wesen und gab mir Gelegenheit zu höchst anziehenden und unterhaltenden Beobachtungen. Der eine war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte ewig heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig und ununterbrochen auf läppische oder boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Tieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere beschützten, hegten und pflegten. Ich hatte in den Urwäldern des Innern häufig Proben ihrer sprichwörtlich gewordenen Mutterliebe und ihres gegenseitigen Zusammenstehens zu Schutz und Trutz gesehen, sollte sie aber doch erst in der Gefangenschaft gründlich kennen lernen.

Während einer Reise auf dem blauen Flusse brachten mir die Sudanesen eines Nachmittags fünf frisch gefangene Meerkatzen zum Verkauf. Ich freute mich ungemein, mir gute Reisegesellschaft erwerben zu können, und brachte alle fünf gegen Erlegung der geforderten Summe von einer Mark unseres Geldes an mich. Aber ich hatte mich sehr verrechnet, indem ich geglaubt hatte lustige Reisegefährten zu erhalten. Es waren Affen, denen ich das schwere Los der Gefangenschaft zugedacht hatte. Die Tiere saßen stumm und traurig an dem Bord des Schiffes, wo sie der Reihe nach angebunden worden waren, und bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen, wie tief betrübte Menschenkinder. Die leckerste Speise blieb unberührt, und sehr schwermütige Gurgeltöne drückten offenbar ihre gedrückte Stimmung aus. Diese Stimmung scheint sie aber zur kecken That getrieben zu haben. Denn am andern Morgen war nur ein Affe auf dem Schiffe zu sehen, alle übrigen hatten sich nachts auf- und davongemacht. Ich untersuchte die zurückgelassenen Stricke, kein einziger war zerrissen, wohl aber hatten die Tiere alle Knoten sorgfältig gelöst. Das konnte nur gegenseitig geschehen sein, sonst hätte sich der Zurückgebliebene auch befreit. Bei genauerer Prüfung ergab es sich, daß er von seinen Mitgefangenen nicht hatte erreicht werden

können. Später sah ich es übrigens selbst mit an, wie ein Affe den andern seiner Bande entledigte.

2. Der noch vorhandene Affe war ein Männchen und erhielt wie so viele seiner Art den beliebten Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn gelehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien; deshalb fügte er sich gelassen, begann zu fressen und trieb Possen. Mit uns wollte er sich jedoch nicht befreunden; er biß heftig um sich, wenn sich ihm jemand nahte. Doch bald sollte das anders werden. Sein Herz bedurfte eines Gefährten und Gespielen. Oft sah er verlangend nach am Schiffe vorübergehenden Hunden. Eines Tages aber bemerkte ich, daß Koko seine Wahl getroffen hatte. Sie war sonderbar genug. Meine Leute hatten aus demselben Walde, in dem der Affe das Licht der Welt erblickt hatte, auch einen jungen Nashornvogel aus dem Neste genommen, welcher aufgefüttert wurde. Derselbe hatte ungefähr die Größe eines starken Chinahahns, sah nichts weniger als anmutig aus und war still und langweilig. Ihn hatte sich der Affe zum Pflegling auserkoren — das Säugetier einen tölpischen, ungeschickten, größeren Vogel! Es ist unmöglich die komischen Scenen alle zu beschreiben, welche nun folgten. Sobald sich der Vogel seinem Pfleger näherte, ergriff ihn dieser bei seinem ungeheuren Schnabel, zog ihn zu sich heran, streichelte ihn und begann dann ihn von den unangenehmen Schmarotzern zu säubern. Diese Erleichterung schien ihm ungemein zu behagen und erwarb dem Affen bald sein Herz. Schon nach wenig Tagen ließ er sich von seinem vierhändigen Freunde alles gefallen. Dieser legte ihn auf die Seite oder auf den Rücken, der Nashornvogel blieb liegen; er brachte die Federn in Unordnung, ihr Träger ließ es sich gefallen; er packte ihn am Halse, an den Beinen, den Flügeln, er ließ alles über sich ergehen. Täglich besuchte er den Affen oftmals, fraß ihm das vor ihm liegende Brot weg, putzte sich in seiner Nähe und schien jenen fast herausfordern zu wollen, sich wieder mit ihm zu beschäftigen.

3. So lebten die beiden Freunde mehrere Monate lang miteinander. Wir waren nach Chartum zurückgekehrt; der Vogel lief frei im Hofe herum, während Koko angefesselt worden war; auch das that der Liebe keinen Abbruch; denn nach wie vor ging der inzwischen dem Gängelbande entwachsene Pflegling zu seinem Beschützer. Der Tod löste das schöne Verhältnis, Koko war wieder allein und langweilte sich. Mit vorüberschleichenden Katzen Freund-

schaft einzugehen schien ihm nicht gelingen zu wollen; wenigstens kam es einmal zwischen ihm und einem mißliebig gestimmten Kater zu argem Kampfe, welcher trotz entsetzlichem Zischen unentschieden blieb, obwohl er mit dem Rückzuge des wahrscheinlich unversehens von dem Affen ergriffenen Mäusejägers endete.

4. Da erhielten wir einen ganz jungen Affen von Kokos Art zum Kauf. Unser Freund schien närrisch vor Freuden, als er das kleine Tierchen erblickte, und streckte verlangend die Hände nach ihm aus. Wir ließen den Kleinen los, und er lief von selbst zu jenem hin. Welches Vergnügen drückten jetzt die Gurgeltöne des so lange vereinsamt gewesenen aus! Er erstickte seinen angenommenen Pflegesohn fast mit Zärtlichkeitsbezeugungen. Zunächst begann er die allersorgfältigste Reinigung desselben. Jedes Stäubchen wurde entfernt; jeder Stachel, jeder Splitter, wie sie in jenen kletten-distel- und dornreichen Ländern immer im Haar der Säugetiere zu finden sind, wurde abgelesen und herausgezogen. Dann folgten neue Umarmungen, neue Schmeicheleien. Wenn jemand Miene machte den Kleinen zu ergreifen, wurde der Alte ganz wütend; wenn ihm einer von uns seinen Liebling abgenommen hatte, traurig und unruhig. Während das Äffchen fraß, verwandte er kein Auge von demselben; der unbedeutendste Vorfall machte ihn besorgt. Der Kleine hing nun ebenfalls bald mit großer Hingebung an seinem Wohlthäter und bewies ihm jenen kindlichen Gehorsam, welcher die Affen auszeichnet, in vollem Maße.

5. Koko hatte Unglück. Sein neuer Pflegling starb bei aller ihm erwiesenen Sorgfalt. Ich habe oft tiefe Trauer bei Tieren, namentlich bei Vögeln, beobachtet, wenn ihnen der Gefährte entrissen wurde; etwas Ähnliches aber wie den nun sich äußernden Schmerz des Affen sah ich weder früher noch später. Zuerst nahm er seinen toten Liebling in die Arme, hätschelte ihn, setzte ihn dann auf den Boden, sah ihn immer wieder zusammenbrechen, immer unbeweglich bleiben und brach nun stets in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die sonst so unangenehmen Töne gewannen einen Ausdruck, wie ich ihn vorher nie vernommen hatte; sie wurden weich und dann wieder schneidend und verzweiflungsvoll. Immer von neuem wiederholte er seine Bemühungen und erschöpfte sich in Liebesbeweisen; immer wieder sah er keinen Erfolg und von neuem begann er zu klagen. Endlich ließ ich ihm das tote Tier wegnehmen und es über die unser Gehöft umgebende Mauer werfen. Er gebärdete sich, als ob er toll

geworden wäre, hatte in wenig Minuten seinen Strick zerrissen, sprang über die Mauer hinweg, suchte sich seinen Pflegling, nahm ihn wieder in die Arme und kehrte von selbst mit ihm zu seinem Platze zurück. Der sonst so schlaue Affe schien alles vergessen zu haben. Er ließ sich ohne Mühe wieder fangen und anbinden; nur wenn wir ihm seinen Liebling wegnehmen wollten, wurde er wütend, biß und kratzte. Und doch mußte das endlich geschehen. Die kleine Leiche begann zu verwesen und verbreitete einen undleidlichen Geruch. Dazu kam, daß Koko weder fraß noch sonstwie Lust am Leben zeigte und mir zu der begründeten Furcht Anlaß gab, daß er ebenfalls zu Grunde gehen könne. Wir nahmen ihm also sein Pflegekind nochmals und vergruben es in unserem Garten. Nach wenigen Minuten war Koko wieder frei, durchsuchte klagend das Gehöft, alle Zimmer und den Garten, ohne sich ergreifen zu lassen, sprang über die Mauer des nächsten Grundstücks, durchsuchte dieses ebenfalls und — kam nie wieder. Gegen Abend hatte man einen Affen bei dem Dorfe Butri, wo sie nicht wild vorkommen, im Walde gesehen.

113. Der braune Bär.

Von R. Meyer.

Aus seinem langen Winterschlaf erwacht der Bär; er streckt sich und brummt, weil ihn die Frühlingssonne schon so bald in seinen Träumen stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor und sieht sich zunächst nach einer guten Mahlzeit um. Langsam und schwerfällig schleppt er sich durch die dunkle Waldung; seine breiten Tatzen haben sich gehäutet, und jeder Schritt kommt ihn sauer an. Er wirft den finstern Blick ins Gebüsch, ob nicht ein Reh zu erspähen sei, oder doch ein Hase. Er horcht auf das Summen der Bienen und sehnt sich nach dem Honig; er achtet auf den Lauf der Ameisen, deren Säure seinen Gaumen kitzelt; dabei schnüffelt er am Boden nach schmackhaften Kräutern; am Ende nimmt er schon mit Gras und Wurzeln vorlieb, wenn er nichts Besseres findet. Aber selbst ein guter Fang vermag kaum seine mürrische Stimmung etwas zu erheitern.

Die düstere Gemütsart des Bären verkündigt sich schon in seinem Körperbau. Er ist kurzbeinig und von plumpem Leib, Sommer und Winter steckt er in dichter, zottiger Wildschur. Sein Hals ist dick, der Kopf breit, die Stirne platt, die Schnauze vorgestreckt. Stark wie das Gebiß sind die Klauen seiner Tatzen. Das kleine,

schiefe Auge zeigt einen mißtrauischen Blick, das aufgerichtete, kurze Ohr vernimmt von weiter Ferne den Laut, und die feine Nase leitet sicher beim Fang. Der Künste treibt er von Haus aus mancherlei: oft geht er aufrecht, wenn auch wackelnd, klettert geschickt auf Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, reißt mit den Tatzen die Äste an sich und pflückt mit den Zähnen die gefundenen Früchte. Ist er aber satt oder der Baum geleert, so läßt er sich langsam am Stamm heruntergleiten und kommt sicher wieder auf die Füße. Hat er in der Jugend das Glück einer guten Erziehung genossen, so bringt er es auch in andern schönen Künsten weit; er tanzt nach dem Trommelschlag und der Pfeife in abgemessenen Schritten, reitet sein Steckenpferd, setzt mit Anstand den Hut auf, macht Bücklinge und streckt seinem Tanzmeister dankend die Pfote dar. Das thut er freilich alles unter beständigem Brummen; allein Maulkorb und Stock verbieten ihm den innern Gelüsten zu folgen, und die Kette hält fortwährend seine Aufmerksamkeit gespannt. Im Bärengraben schreitet er auf und nieder; er setzt sich zuweilen auf den Kletterbaum und schaut die Umstehenden drollig an. Wirft man ihm Äpfel oder Brotstücke zu, so weiß er sie geschickt zu erhaschen, indem er, aufrecht sitzend, den Leib hin und her wiegt und nach dem Zugeworfenen schnappt.

Ist der Bär selbst sich seiner Vorzüge wohl bewußt, so ist er nicht weniger von seinen Kindern eingenommen und hält sie wohl für die schönsten und artigsten Jungen. Zwar sind sie wie kleine, dicke Fettklumpen und stockblind, wenn sie zur Welt kommen; aber er hängt mit Liebe an ihnen; beständig leckt er sie mit seiner glatten Zunge, vertreibt sich die Zeit mit ihnen, wälzt sie mit der Tatze hin und her und versorgt sie reichlich mit Nahrung. Schnell wachsen sie heran und treiben nun auch ihrerseits ein anmutiges Spiel mit den Eltern.

Seinem Charakter nach bleibt aber der Bär immer, zumal in der Freiheit, mürrisch und unverträglich, gefräßig und räuberisch, und sein dumpfes Brüten wird leicht zur blinden Wut, wenn er nicht erreicht, wornach er strebt. Aus seiner einsamen Wohnung zieht er auf schwerzugänglichen Pfaden in das Feld, späht von den Höhen hernieder, stürzt hinter dem Felsen hervor, treibt Schafe in den Abgrund, erdrückt die Kälber und trägt sie in seinen Armen fort. Der Herde lauert er auf, bis sie zur Weide geht, oder bricht er in den Stall ein und holt sich ein Rind, wie der Fuchs ein Gänslein. Ge-

reizt, sieht er nur seinen Feind, achtet keine Gefahr, geht ihm aufrecht entgegen, breitet die kurzen Arme aus und schlägt grob und unbeholfen drein. Aber diese derbe Tapferkeit bringt ihn oft zu Fall. Der Jäger kennt sie und richtet die Jagd darnach ein.

114. Die Rose.

Von Ferdinand Cohn.

Schon seit alten Zeiten gilt die Rose für die Königin der Blumen; keine andere kommt ihr an Schönheit und Anmut gleich. Aber erst unter der Hand des Menschen hat sie ihre hohe Vollendung erreicht. Denn die wilde Rose hat nur fünf Blumenblätter, die schnell vergehen. Auch ihr Geruch ist nicht sehr stark. Anmutig ist freilich auch sie, und ein lieblicher Anblick ist es, wenn der grüne Dornbusch mit dem zarten Weiß oder dem blassen Rot der Heckenrose sich schmückt. Aber wie unvergleichlich viel schöner ist die Rose geworden, seit der Mensch sie aus dem Walde oder von dem Raine geholt und in seinen Garten verpflanzt hat! Noch heute lohnt sie seine Pflege, indem sie ihn Jahr für Jahr durch immer neue und immer schönere Formen überrascht.

Werden die Samen der wilden Rose in fruchtbare Gartenerde gelegt, so werden sich freilich die allermeisten der jungen Pflanzen in ihren Blüten wenig oder gar nicht von der Mutterart unterscheiden. Aber die eine oder die andere unter ihnen ist doch wohl von besonderer Art, sie bringt vielleicht größere Blumen mit vermehrter Blätterzahl hervor und eignet sich dadurch zur Nachzucht. Finden sich nun unter ihren Nachkommen noch vollere und reichere Formen, und werden von diesen immer wieder nur die schönsten Blüten zur Nachzucht benützt, so gelingt es am Ende gar, eine Rose heranzuziehen, die an Schönheit alle ihre Schwestern übertrifft. Ist dieses Glück dem Gärtner nach jahrelangen Mühen zu teil geworden, so vermehrt er seinen Besitz, indem er von dem edlen Stocke einzelne Reiser oder Knospen so auf wilde Rosenstämmchen bringt, daß sie mit diesen verwachsen. Es entwickelt sich dann aus dem Edelauge oder Edelreis eine Krone, die schon im ersten Jahre einzelne wenige, in den folgenden Jahren aber immer zahlreichere und vollere Blüten treibt.

Schön ist die Rose schon von dem Augenblick an, wenn im Frühling ihr Auge aufbricht, und während der ganzen Zeit, in der sie ihr grünes Laubkleid anlegt. Ihre schlanken Zweige von

grünlicher oder rötlicher Farbe sind über und über mit widerhakig gekrümmten, braunen oder scharlachroten Stacheln bewehrt. Kräftig genug, um jeden übermütigen Angriff zurückzuweisen, dienen sie dem Rosenstock zum Nutzen, verleihen ihm aber auch einen eigentümlichen Reiz. Zwischen den Stacheln erheben sich meist weichere, mit einem roten Köpfchen gekrönte Haare, die bei der Moosrose zierlich verzweigt die Blütenknospen in krausem Gewirr umhüllen. An den Zweigen sitzen die Laubblätter, hell oder dunkelgrün, auch wohl kupferrot oder stahlblau angehaucht, bald zart und vergänglich, bald spiegelnd und immergrün. Zierlich ist der Bau eines jeden Blattes. Am langen, stachlig bewehrten Blattstiel, an dessen Grund zwei pfeilförmige Nebenblättchen angewachsen sind, stehen zu beiden Seiten zwei bis drei Paare, an der Spitze außerdem noch ein einzelnes Blättchen. Ihr Umriß ist kreisrund oder eiförmig, ihr Rand feingesägt, ihre Laubfläche von gefiederten Rippen durchzogen. Das ganze Gebilde, einem kleinen Zweige ähnlich, ist doch nur ein einziges Blatt, ein zusammengesetztes, gefiedertes, welche Blattform die Natur nur den höchsten Gewächsen verliehen hat.

Wie alles Schöne auf Erden nur langsam reift, so bedürfen auch die Blütenknospen der Rose lange Zeit zu ihrer Ausbildung. Der ganze Flor des Frühlings mußte blühen und wieder verblühen, bis die Rosenknospe aus ihrem Schlummer erwacht und ihre Augen zu öffnen wagt. Ist ja doch die Knospe die schönste Form im Leben der Rose. Allmählich füllt sie sich und schwillt an; ein leises Erröten dämmert durch die enggeschlossenen Blättchen. Endlich am tauigen Junimorgen öffnet sich die Blume und blickt schüchtern in die Welt um sich her.

Nach außen umschließt sie der Kelch. Er ist einem edel geformten Becher gleich, glockig gewölbt, am Halse verengt. An der Außenseite erscheint er grün oder rötlich angeflogen, glatt oder von purpurnen Borsten rauh; seine Innenseite ist mit silberglänzendem Haarpelz ausgekleidet. Den oberen Kelchrand umgiebt ein dicker, weißer oder goldgelber Ring, der die Mündung verengt. Dicht unterhalb dieses Ringes geht der Kelchrand in fünf lange grüne Blattzipfel aus, die, bald einfach bald am Rande zierlich eingeschnitten, zur Zeit der Knospe das Innere wie ein süßes Geheimnis verschließen.

Dann folgt die Schar der großen, kreis- oder herzförmigen Blumenblätter. Sie sind mit kurzen Nägeln auf der Außenseite

des Ringes in Kreise gereiht, nicht steif hinter einander gestellt wie bei der Dahlie, noch in so nachlässiger Unordnung wie bei der Gichtrose oder beim gefüllten Mohn. Die Blumenblätter bilden die eigentliche Krone der Rose. Sie atmen lieblichen Duft aus; sie zeigen das zierlichste Geäder und die zarteste Haut; in ihnen sind alle Farben enthalten, welche die wechselnden Empfindungen auf dem menschlichen Antlitz malen.

Die Rose öffnet ihre Blumenkrone nur während des Tages; gegen Abend schließen sich die Blätter, indem sie sich unter die schützende Hülle des Kelches bergen. In der ersten Frühe des folgenden Tages, vor 3 Uhr, erwacht die Rose wieder; der Vormittag geht vorüber, ehe das Prachtgewand gänzlich entfaltet ist, und schon gegen 5 Uhr nachmittags bereitet sie sich wieder zum Schlafe vor. Doch nur wenige Tage wechselt das anmutige Spiel von Schlafen und Wachen. Immer üppiger breiten die Blumenblätter sich aus, immer schwerer wird es ihnen, sich unter die Kelchhülle zurückzuziehen. Schon zeigen sich die Spuren des Verfalls, der zarte Purpur verfärbt sich, die anmutige Ordnung wird verwirrt, und plötzlich entblättert ein stärkerer Windhauch die verblühte Rose.

Aber noch ist ihr Leben nicht zu Ende. Der Fruchtboden ist es, der nun ein neues schönes Gebilde entwickelt. Bei der wilden Rose, wie auch bei manchen Gartenrosen schwillt nämlich der Kelch gewaltig an, nachdem die Staubkölbchen ihren Blütenstaub entleert haben, Narben und Griffel vertrocknet und die Blumenblätter abgefallen sind. Sein grünes Gewebe färbt sich rot, wird süß und saftig und stellt nun die Hagebutte dar, die, von den verschrumpften Kelchzipfeln gekrönt, im Innern zahlreiche Samenkörner birgt. Sie sind aus dem Fruchtknoten hervorgegangen und schließen einen lebensfähigen Keim in steinharter Schale ein.

115. Die Gartentulpe.

Nach Hermann Wagner.

Die gemeine Gartentulpe war ursprünglich im Südosten von Europa und im westlichen Asien heimisch. Man trifft sie noch heute wild im Norden Griechenlands und im südlichen Rußland. In den dortigen Steppen breitet sich auf weite Strecken ein lehmiger Sandboden aus; es herrscht im Winter strenge Kälte und im Sommer brennende Hitze. Monatelang fällt während der heißen Jahreszeit

kein Regen. Der Boden vertrocknet und wird hart wie Stein, tiefe Spalten zerklüften ihn. Wenn die übrigen Pflanzen verdorren, ertragen die Tulpen diese Witterung ohne Schaden. Kaum fallen die Frühjahrsregen und tränken den Boden, so erwachen die schlafenden Zwiebeln zu neuem Leben. Nach wenigen Tagen durchbrechen die Spitzen der Blätter den aufgeweichten Boden; die braune Steppe erhält ein grünes Gewand. Rasch treiben die Blütenstengel empor, und wieder nach wenigen Tagen ist das weite Gefilde ein einziges großes Blumenbeet. Unter die brennend roten Tulpen mischen sich weiße Narzissen; auch rote Anemonen und Ranunkeln, sowie Hyazinthen und Sternhyazinthen, selbst liebliche Kreuzblumen und zierliche Gräser fehlen nicht. Aber diese Pracht währt nur wenige Wochen. So rasch die Blumen sich entwickeln, so schnell vergehen sie auch. Eine Zeit lang bleiben die Blätter noch grün; sie führen die verarbeiteten Säfte den neu angelegten Blumenzwiebeln zu. Dann verdorren auch sie, und im Hochsommer wird die Steppe abermals zur Wüste.

Von den Türken wird die Tulpe schon seit den ältesten Zeiten mit Vorliebe gepflegt. Sie wurde von ihnen in Gärten gepflanzt, lang ehe sie in Europa bekannt war. Erst um das Jahr 1559 kam sie durch den deutschen Gesandten am türkischen Hofe von Konstantinopel nach Deutschland, wurde dann aber auch sofort in den Gärten von Wien, Prag und Augsburg gezogen. Ihre Schönheit und Farbenpracht verschafften ihr rasch auch im Abendland die Gunst der Blumenfreunde; besonders in Holland wurde die Tulpenzucht heimisch. Die holländischen Gärtner verlegten sich darauf, immer neue und schönere Spielarten zu züchten und verkauften dieselben oft um ganz außerordentliche Preise. Zwiebeln von besonders geschätzten Blumen wurden mit 12 bis 15000 Mark bezahlt. Ja die Sage bemächtigte sich sogar dieser Liebhaberei. Man erzählt, daß einst ein Schiffer seinen Herrn um den größten Teil seines Vermögens dadurch gebracht habe, daß er einige auf dem Tische liegende Tulpenzwiebeln in der Meinung, es seien gewöhnliche Zwiebeln, zu sich gesteckt und verspeist habe.

116. Das Roggenkorn.

Nach A. W. Grube.

Wenn du ein Roggenkorn in die Hand nimmst, so denkst du wohl nicht, daß das etwas Lebendiges sei. Du hältst das Körn-

lein ans Ohr, es giebt keinen Laut von sich; du legst es auf den Tisch, es rührt sich nicht; es ist weder warm noch kalt, und doch steckt viel Leben darin. Man hat aus den Felsengräbern in Ägypten Getreidekörner mitgebracht, die schon vor mehr als 3000 Jahren zu den Mumien gelegt worden waren, und als man sie in die Erde steckte, gingen sie so grün und frisch auf wie das Korn vom vorigen Jahre. Wären diese Körner tot gewesen, so wären sie ruhig in der Erde gelegen und hätten sich nicht mehr gerührt.

In jedem Körnchen ist ein Keim zu einer neuen Pflanze, zu einem hohen Halm und einer schweren, viele ähnliche Körner tragenden Ähre versteckt, wenn du es auch nicht mit deinen Augen siehst. Kannst du doch auch in dem Vogelei keine Federn, keine Flügel und keinen Schnabel erkennen, und doch steckt der Anlage nach ein ganzer Vogel darin.

Willst du nun den lebendigen Keim sehen, der in dem Körnlein schlummert, so steck es in die Erde oder sieh zu, wenn der Landmann im Herbst seinen Acker besät hat: schon nach wenigen Tagen kommt das verborgene Leben ans Tageslicht. Der Keim fängt an sich zu regen und verzehrt die weiße Milch, die ihn als Mehl umgab. Damit er keinen Schaden leide, ist er sorgfältig versteckt und in mehrere Häute eingeschlossen. Wie bei dem Ei kommt erst eine gröbere, härtere Schale, die wie ein Panzer den weicheren Kern umgiebt; aber auf das derbere und festere Gehäuse folgt noch eine feinere Haut.

Hat das Samenkorn einige Tage in der feuchten Erde gelegen, so zersprengt der Keim seine Hülle, dehnt und streckt sich und tritt in zwei Spitzen hervor, in der Knospe und im Würzelchen. Dieses wächst nach unten in die Erde, wo es Speise und Trank findet. Es verzweigt sich in feine Fasern und saugt mit den Spitzen derselben die Nahrung ein, nachdem die Muttermilch im Korn aufgezehrt ist. Die Keimknospe aber strebt nach oben, sucht Luft und Sonnenschein und treibt mehrere schmale Blättchen hervor, immer ein neues aus der Scheide des älteren. Ziehst du ein solches Roggenpflänzchen im Spätherbst aus dem Boden, so erblickst du eine dünne, wenig verzweigte, senkrecht in die Erde hinabsteigende Wurzel, die sehr tief geht, wofern nur der Boden locker und fruchtbar ist. Der Winter breitet einen wärmenden Schneemantel über die Saat aus, daß der rauhe Frost sie nicht töte. Sobald aber die warmen Frühlingstage kommen, sterben die alten Wurzeln ab; die Pflanze treibt frische und beginnt ein neues Leben. Die neuen Wurzeln sind nach allen

Richtungen ausgebreitet und viel dicker als die Herbstwurzeln; denn sie müssen einen langen Halm mit einer schweren Ähre tragen.

In dem Maße, wie sich unten in der Erde die Wurzeln ausbreiten, hebt sich auch der Halm mit den saftig grünen Blättern über die Erde empor. Das Licht und die Sonnenwärme kochen in beiden einen Saft aus, der so süß und nahrhaft ist, daß Schafe und Ziegen, Kühe und Pferde kein Gras lieber verzehren als das Roggengras. Dieses hat einen gewaltigen Trieb in die Höhe zu schießen, um in seiner Ähre dem Menschen diejenige Speise zu bereiten, welche er am notwendigsten bedarf, nämlich das Brot.

Die junge, weiche Ähre zeigt sich schon sehr früh, wenn der Halm erst die halbe Höhe erreicht hat, in ein Blatt wie in einen grünen Mantel eingewickelt. Bald schlüpft sie aus demselben hervor und steigt höher und höher. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, auf dessen Spitze sie sich wiegt; doch hat es starke Knoten, daß es der Wind nicht so leicht zerknickt, und biegsame Fasern, daß es vor dem Sturme sich beugt.

Die langen und schmalen Blätter, welche mit ihrem frischen Grün dem Gefilde ein so schönes Festkleid anziehen, haben keinen Stiel wie die Blätter des Apfel- und Birnbaums; mit einer langen Scheide umfassen sie den Halm. Diese Blätter helfen auch getreulich mit, daß der Halm groß wird. Wenn sie fröhlich in der Luft flattern und es den Anschein hat, als wollten sie sich bloß vergnügen, so sind sie emsig beschäftigt, den Tau des Himmels zu sammeln, das Sonnenlicht zu saugen und frische Luft zu schöpfen. Ist aber die Ähre der Reife nahe, so welken die Blätter; denn sie haben ihre Arbeit vollbracht, und der Nahrungssaft, welcher von der Wurzel aufsteigt, soll nun unverkürzt den Körnern zu gut kommen.

Wie bildet sich nun aber aus ihm das Körnlein? — Siehe, da hängen an zarten Fäden drei gelbe Beutelchen aus jeder einzelnen Blüte heraus. In diesen Beutelchen stecken viele tausend Körnchen von Blütenstaub; in der Mitte des Blütchens aber befindet sich ein dicker Fruchtknoten, mit zwei hübschen Federnarben geschmückt. Weht nun ein frischer Wind über das Roggenfeld, daß es aussieht, als liefe da eine Herde Schafe vom Hunde gescheucht, oder als wären es grüne Wasserwogen, welche auf- und niederwallen, so entführt er die Blütenstäubchen aus den Beutelchen und bringt sie auf die Narben anderer Roggenblüten, die ihn mit ihren Haaren auffangen. Auf der Narbe gleichsam keimend wächst das Staubkorn zu der

Samenknospe im Fruchtknoten hinab. Dieser bleibt von den Spelzen umschlossen, schwillt an, rundet sich, wird immer fester und bereitet im Innern das kostbare Mehl, das wir im Brote verspeisen.

So ist aus dem in die Erde gepflanzten Samenkorn ein neues geworden, aber nicht nur ein einziges. Das eine, das gesät ward, hat hundertfältige Frucht getragen.

117. Das Haus Gruit van Steen.

Von J. B. (Dorfzeitung.)

1. Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Inhaber der Handlung war damals Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück übernommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele wie sonst dem alten nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knien geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser Vaterland von einem Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten zerstört und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Kriegsleute zu retten. Bei dem allem und bei der Unsicherheit der Straßen in allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Betrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwägen vor dem Hause hielten; und im Hause war es oft Wochen lang so still wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging wie auf dem großen Markte.

2. Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Jansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen,

er sechsmal nacheinander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Tintenflecken marmoriert, auf einmal fertig machte. Herr Hermann, ihm gegenübersitzend, fuhr fast vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, seid Ihr denn heute vielleicht zum erstenmal in Eurem Leben in den Ratskeller geraten und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet?“ „Nein, Herr, antwortete Jansen mürrisch; aber so geht's nimmer; bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Wege bei dem verwetterten Kriege. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündteuren Waren von den geizigen Mynheern aus Holland herbeizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waren als möglich und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ohne großes Wagnis schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß man's anders treiben.“

Da standen die beiden Herrn auf und gingen lange im Zimmer auf und ab und beratschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Ratsherrngewande mit Jansen neben und zwei schwerbepackten Dienern hinter sich dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Volksmenge, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von alt und jung, vornehm und gering. Einige befreundete Ratsherrn traten grüßend hinzu; der älteste, ein Mann mit greisem Haar und Bart, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schwer bepackt und geladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der jüngsten mehr.“ Herr Hermann zuckte die Achsel und sprach: „Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntnis und Geschicklichkeit hab'

ich vertraut und alles überlassen." Jansen aber antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anfechten, Ihr Herren! Es ist das drittemal, daß ich die Fahrt mache, und aller guten Dinge sind drei; drum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen, und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; drum lebt wohl!"

3. Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Überfahrt nach dem Schiffe, war eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein paar Thränen träufelten doch dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte das Boot am Schiffe an. Die Leiter wurde herabgelassen, hinauf stieg Jansen, schnell ward die Leiter zurückgezogen, ebenso schnell wurde der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt; und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel flaggten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdeck winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

4. Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neuamsterdam (in Südamerika) gescheitert wären, verbreitet. Immer bedenklicher wurde die Miene des Herrn Hermann und immer sorgenvoller seine Stirne. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen, drum war's stille wie im Grabe im Comptoir; kaum hörte man atmen und das leise Schnarren der Federn der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal die Augenlider hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durchs Zimmer klang. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hängenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Thräne tropfte herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend,

legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtskleidung als Ratsherr, küßte seine Frau und seine drei muntern Knaben und ging mit der Äußerung, daß heute Sitzung sei, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Ratssaale legte er vor den erstaunten Kollegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als zahlungsunfähig an. Die Herren erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein sollte als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurück erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei. Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen; Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug des Gants, daß der Magistrat notgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Alles war versiegelt worden und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in welchem sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingang des Hauses, geblieben. Eben hatte die Versteigerung seiner Habe im geräumigen Comptoir jenem Stübchen gegenüber begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer, laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte den Schild seines Nachbarn, des Wirts zum Westindienfahrer, an, als wollte er ihn mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rotgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jüngeren Knaben, unbekümmert um alles, mit der großen Angorakatze spielten; Fritz, der älteste, aber hielt den quer vor der Thüre liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thüre knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen." Vorsichtig über den Hund wegschreitend trat Stephan, der Ratsdiener, herein, ein gutmütiger Alter, der früher so oft mit freundlichem Bücklinge Herrn Hermann die Thüre des Ratssaales geöffnet

hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen!“ Da wandte Herr Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das Härteste; doch Dein Wille, o Gott, geschehe!“ Es war der mit grünem Samt überzogene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch seinen Segen erteilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligtum im Hause gehalten.

5. Hinaus wurde der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könnte sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Ausrufer hob ihn sofort auf und rief: „Nr. 120, ein noch wohl erhaltener Lehnsessel, mit Samt beschlagen!“ Eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewandt hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!“ — „Also vier Mark zum ersten!“ rief der Ausrufer mißmutig. In diesem Augenblick riß sich Boll plötzlich von Fritz los und sprang wie besessen bellend vors Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „40 Mark zum ersten!“ Augenblicks darauf trat hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonnenverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „400 Mark zum andern, zum dritten und letztenmal!“ und schlug mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Ausrufers Papiere umherflogen, und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herr Gott, unser Jansen!“ rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals. Der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waren im Hafen; aus ist die Versteigerung! nun fort ihr alle!“ — dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin — „morgen kommt auf das Rathaus, da soll alles samt Zinsen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: unser alter Herr Gott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen floriert noch! und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimat, mein Herr Hermann und Frau Elisabeth, von Eurem alten Jansen!“

118. Die Geschichte vom Kalif Storch.

Märchen von Wilhelm Hauff.

1. Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sofa; er hatte ein wenig geschlafen (denn es war ein heißer Tag) und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter

aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einschenkte, und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz, man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war; deswegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Mund und sprach: „Warum machst du ein so nachdenkliches Gesicht, Großvezier?"

Der Großvezier schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn und antwortete: „Herr, ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht; aber da drunten am Schloß steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben."

Der Kalif, der seinem Großvezier schon lange gern eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner, dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waren hatte: Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämme. Der Kalif und sein Vezier musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waren seien. Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Dose mit schwärzlichem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Mansor lesen konnten. „Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmann, der sie in Mekka auf der Straße fand, sagte der Krämer; ich weiß nicht, was sie enthalten; Euch stehen sie um geringen Preis zu Dienst, ich kann doch nichts damit anfangen." Der Kalif, der in seiner Bibliothek gerne alte Manuskripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wissen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der sie entziffern könnte. „Gnädigster Herr und Gebieter, antwortete dieser, an der großen Moschee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der versteht alle Sprachen; laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnisvollen Züge."

2. Der gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim, sprach zu ihm der Kalif, Selim, man sagt, du seiest sehr gelehrt; guck einmal ein wenig in diese Schrift, ob du sie lesen kannst; kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir; kannst du es nicht, so bekommst du

zwölf Backenstreiche und Fünfundzwanzig auf die Fußsohlen, weil man dich dann umsonst Selim den Gelehrten nennt." Selim verneigte sich und sprach: „Dein Wille geschehe, o Herr!" Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „Das ist lateinisch, o Herr, oder ich lasse mich hängen." „Sag, was drin steht, befahl der Kalif, wenn es lateinisch ist!"

Selim fing an zu übersetzen: „Mensch, der du dieses findest, preise Allah für seine Gnade! Wer von dem Pulver in dieser Dose schnupft und dazu spricht: mutabor, der kann sich in jedes Tier verwandeln und versteht auch die Sprache der Tiere. Will er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehren, so neige er sich dreimal gen Osten und spreche jenes Wort; aber hüte dich, wenn du verwandelt bist, daß du nicht lachest; sonst verschwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtnis, und du bleibst ein Tier."

Als Selim der Gelehrte, also gelesen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten schwören, niemand etwas von dem Geheimnis zu sagen, schenkte ihm ein schönes Kleid und entließ ihn. Zu seinem Großvezier aber sagte er: „Das heiß' ich gut einkaufen, Mansor! wie freu' ich mich, bis ich ein Tier bin! Morgen früh kommst du zu mir; wir gehen dann mit einander aufs Feld, schnupfen etwas weniges aus meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und Feld gesprochen wird."

3. Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großvezier erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probieren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Tiere, namentlich Störche, gesehen habe, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt hätten.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers und ging mit ihm dem Teich zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storch ernsthaft auf- und abgehen, Frösche suchend und hie und da etwas vor sich hin klappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieser Gegend zuschweben. „Ich wette meinen Bart, gnädigster Herr, sagte der Großvezier, wenn nicht diese zwei Langfüßler ein schönes Gespräch mit einander führen werden. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?" „Wohl gesprochen! antwortete der Kalif. Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Mensch wird. — Richtig! dreimal gen Osten geneigt und mutabor gesagt, so bin ich wieder Kalif und

du Vezier. Aber nur ums Himmels willen nicht gelacht, sonst sind wir verloren!" Während der Kalif also sprach, sah er den andern Storch über ihrem Haupte schweben und langsam sich zur Erde lassen. Schnell zog er die Dose aus dem Gürtel, nahm eine gute Prise, bot sie dem Großvezier dar, der gleichfalls schnupfte, und beide riefen: mutabor. Da schrumpften ihre Beine ein und wurden dünn und rot, die schönen gelben Pantoffeln des Kalifen und seines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achseln und ward eine Elle lang, der Bart war verschwunden, und den Körper bedeckten weiche Federn.

4. „Ihr habt einen hübschen Schnabel, Herr Großvezier, sprach nach langem Erstaunen der Kalif. Beim Bart des Propheten, so etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen!" „Danke unterthänigst, erwiderte der Großvezier, indem er sich bückte; aber wenn ich es wagen darf zu behaupten, Eure Hoheit sehen als Storch beinahe noch hübscher aus denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig ist, daß wir unsere Kameraden dort belauschen und erfahren, ob wir wirklich storchisch können!" Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte sich mit dem Schnabel seine Füße, legte seine Federn zurecht und ging auf den ersten Storch zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten sich in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erstaunen folgendes Gespräch: „Guten Morgen, Frau Langbein! so früh schon auf der Wiese?" „Schönen Dank, liebe Klapperschnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühstück geholt. Ist Euch vielleicht ein Viertelchen Eidechs gefällig oder ein Froschschenkelein?" „Danke gehorsamst; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die Wiese. Ich soll heute vor den Gästen meines Vaters tanzen, und da will ich mich im stillen ein wenig üben." Zugleich schritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Mansor sahen ihr verwundert nach; als sie aber in malerischer Stellung auf einem Fuß stand und mit den Flügeln anmutig dazu wedelte, da konnten sich die beiden nicht mehr halten, ein unaufhaltsames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem sie sich erst nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte sich zuerst wieder: „Das war einmal ein Spaß, rief er, der nicht mit Gold zu bezahlen ist; schade, daß die dummen Tiere durch unser Gelächter sich haben verscheuchen lassen, sonst hätten sie gewiß auch noch gesungen."

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er teilte deswegen seine Angst dem Kalifen mit. „Potz Mekka und Medina! das wäre ein schlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Besinne dich doch auf das dumme Wort, ich bring' es nicht heraus." „Dreimal gen Osten müssen wir uns bücken und dazu sprechen: Mu — Mu — Mu —" Sie stellten sich gegen Osten und bückten sich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde be-

rührten; aber o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

5. Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder; sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten sie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben; denn wer hätte einem Storch geglaubt, daß er der Kalif sei? Und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Zu Eidechsen und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit; denn sie befürchteten mit solchen Leckerbissen sich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging. In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad sprang ihm nach, und alle schrien: „Heil Mizra, dem Herrscher von Bagdad!“ Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an, und der Kalif Chasid sprach: „Ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird.“

6. Sie erhoben sich vom Dach des Palastes und flogen der Gegend von Medina zu. Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen; denn die beiden Störche hatten noch wenig Übung. „O Herr, ächzte nach ein paar Stunden der Großvezier, ich halte es, mit Eurer Erlaubnis, nicht mehr lange aus; Ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen.“

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloß gewesen zu sein. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und sein Begleiter

gingen durch die Gänge umher, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen; plötzlich blieb der Storch Mansor stehen. „Herr und Gebieter, flüsterte er leise, wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Mut; denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt.“ Der Kalif blieb nun auch stehen und hörte ganz deutlich ein leises Weinen, das eher einem Menschen als einem Tiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen; der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue, unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens, der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt schien, und aus der er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen, runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen zu dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indes auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu großem Erstaunen der beiden rief sie in gutem, menschlichem Arabisch: „Willkommen, ihr Störche, ihr seid mir ein gutes Zeichen meiner Errettung; denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, ist mir einst prophezeit worden.“

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule, deinen Worten nach darf ich glauben eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach! deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hilflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst.“ Die Nachteule bat ihn zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wissen.

7. Als der Kalif der Eule seine Geschichte vorgetragen hatte, dankte sie ihm und sagte: „Vernimm auch meine Geschichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du! Mein Vater ist der König von Indien; ich, seine einzige, unglückliche Tochter, heiße Lusa. Jener Zauberer Kaschnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück gestürzt. Er kam eines Tages zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende wußte sich unter einer andern Gestalt

wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig brachte er mich hieher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren: „Da sollst du bleiben, häßlich, selbst von den Tieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater.“ Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Tieren ein Greuel. Die schöne Natur ist vor mir verschlossen; denn ich bin blind am Tage, und nur wenn der Mond sein bleiches Licht über dieses Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier vor meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet und wischte sich mit dem Flügel wieder die Augen aus; denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt. Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht alles täuscht, sprach er, so findet zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Rätsel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr, auch mir ahnet dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welchem Wege sie meine? „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat, sagte sie, kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke; vielleicht daß er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, ausspricht.“

8. „O teuerste Prinzessin, rief der Kalif, sag an, wann kommt er, und wo ist der Saal?“ Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich euern Wunsch erfüllen.“ „Sprich aus, sprich aus! schrie Chasid, befiehl, es ist mir jede recht.“ — „Nämlich, ich möchte auch gerne zugleich frei sein; dies kann aber nur geschehen, wenn einer von euch mir seine Hand reicht.“ Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu sein, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen. „Großvezier, sprach vor der Thüre der Kalif, das ist ein dummer Handel; aber Ihr könntet sie schon nehmen.“ „So? antwortete dieser, daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt! Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr seid noch jung und unverheiratet und könnet eher einer jungen, schönen Prinzeß die Hand geben.“ „Das

ist es eben, seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ; wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen." Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu; endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Vezier lieber Storch bleiben als die Eule heiraten wollte, entschloß er sich die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hocherfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner bessern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen; sie gingen lange in einem finstern Gang hin, endlich strahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, riet ihnen die Eule sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen großen Saal übersehen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen und ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sofa, auf welchem acht Männer saßen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebensitzer forderte ihn auf ihnen seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers. „Was für ein Wort hast du ihnen denn aufgegeben?" fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht schweres lateinisches, es heißt mutabor."

9. „Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten, kamen sie vor Freuden beinahe außer sich. Sie liefen auf ihren langen Füßen so schnell dem Thor der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort sprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an!" Dann aber wandte er sich nach Osten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälse der Sonne entgegen, die soeben hinter dem Gebirge heraufstieg; „Mutabor," riefen sie, im Nu waren sie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeschenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich umsahen! Eine schöne Dame, herrlich geschmückt, stand vor ihnen. Lächelnd gab sie dem Kalifen die Hand: „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?" sagte sie. Sie war es. Der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmut so entzückt, daß er ausrief, es sei sein größtes Glück, daß er Storch geworden sei.

Die drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpuler, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nötig war, und so kamen sie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte

die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für tot ausgegeben, und das Volk war daher hocherfreut seinen geliebten Herrscher wieder zu haben. Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wolle. Als er das letztere wählte, bot ihm der Großvezier die Dose. Eine tüchtige Prise und das Zauberwort des Kalifen verwandelten ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in ein eisernes Käfig sperren und in seinem Garten aufstellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chasid mit seiner Frau, der Prinzessin. Seine vergnügtesten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier nachmittags besuchte. Da sprachen sie dann oft von ihrem Storchenabenteuer; und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er sich herab den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch aussah. Er stieg dann ernsthaft, mit steifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen wie mit Flügeln und zeigte, wie jener sich vergeblich nach Osten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kalifin und ihre Kinder war diese Vorstellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — schrie, dann drohte ihm lächelnd der Vezier, er wolle das, was vor der Thüre der Prinzessin Nachteule verhandelt worden sei, der Frau Kalifin mitteilen.

119. Aus Gellerts Leben.

Nach B. Auerbach.

1. Es war um Mitternacht im Dezember des Jahres 1768, als sich in der Dübener Heide der Bauer Christoph aus dem Bette erhob. Wie er nun mit Stahl und Stein Funken in die verbrannten Hadern hineinspritzte und jetzt sich ein Licht anzündete, fragte die Frau ebenfalls erwachend: „Warum seufzest du so schwer?" „Ach! mir ist das Leben verleidet, ich bin der geplagteste Mensch auf der Welt. Der geringste Schreiber auf dem Amt kann jetzt noch ruhig liegen, braucht sich nicht den Schlaf zu brechen, und ich muß jetzt hinaus in Wind und Wetter." „Sei zufrieden, erwiderte die Frau, und mir hat geträumt, du seist noch Schulze worden und habest etwas auf dem Kopf gehabt wie eine Königskrone. Zünd aber auch die Ampel noch an; ich stehe auf und koche dir eine gute Suppe."

Der Bauer steckte ein Licht in die Laterne, ging hinab in den Stall, schüttete den Pferden Futter auf und setzte sich dann auf den Futtertrog; und die Hände auf den Knien, gesenkten Kopfes dachte er immer wieder

darüber nach, welch ein elendes Leben er eigentlich habe. „Warum haben's viele Menschen so gut, so ruhig, und du mußt dich plagen? Hab' ich's nicht schlimmer als ein Pferd? Das kriegt zur rechten Zeit sein Futter und hat nicht dafür zu sorgen. Warum hat mein Vater meinen Bruder Pfarrer werden lassen? Der hat seine ruhige Besoldung, sitzt in der warmen Stube, und ich muß mich schinden und plagen!" Von dem ihm besonders nahe liegenden Gedanken, daß er gern Ortsrichter geworden wäre, wollte er sich nichts gestehen. Er saß lange still, dann ging er wieder hinaus in die Stube an der Küche vorbei, wo das Feuer lustig brannte. Er setzte sich an den Tisch und wartete auf die Morgensuppe. Auf dem Tisch lag ein offenes Buch, die Kinder hatten noch am gestrigen Abend darin gelesen; unwillkürlich nahm er es vor und las darin. Plötzlich stand er auf, rieb sich die Augen und las nochmals. Er hielt die Hand auf das Buch, und so leicht waren ihm die Worte eingegangen, daß er sie mit den Lippen leise vor sich hin sprach; und er nickte mehrmals, wie wenn er sagen wollte: Wahr ist's! Und laut sagte er: „Da ist alles bei einander, kurz und klein;" und noch starrte er drein, da brachte die Frau die dampfende Suppe; er zog die Mütze ab, faltete die Hände und sprach laut:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Die Frau sah den Mann verwundert an, und als er sich jetzt niedersetzte und aß, sagte sie: „Aber was ist denn das für ein Gebet? Wie kommst du dazu?" „Das beste Gebet ist das, das beste, ein wahres Gotteswort! Ja, und so gut hast du dein Lebtag noch keine Suppe gemacht, du mußt was Besonderes drein gethan haben." „Ich verstehe dich nicht. Halt, laß sehen! da liegt ja das Buch und da steht's! und das ist von Gellert in Leipzig." „Was? Gellert in Leipzig? Menschen, die so was so fassen können, die giebt's nicht mehr, die hat's vor tausend Jahren gegeben in heiligen Ländern, bei uns nicht; das ist ein Wort von einem alten Heiligen." „Und ich sage dir, es ist von dem Gellert, von dem dein Bruder erzählt hat; er ist ja sein Lehrer gewesen; und hast du nicht gehört, wie fromm und gut er ist? Und dabei ist er arm genug, und wie hart ist's ihm gegangen? Er hat schon von Kindheit an die Armut gekannt; sein Vater war ein armer Pastor in Hainichen mit dreizehn Kindern, und Gellert hat als ganz kleiner Junge im Amte Abschreiber sein müssen; wer weiß, ob er sich nicht da seinen kranken Körper geholt hat! Und jetzt, da er ein alter Mann ist, will's ihm immer noch nicht besser gehen; er hat oft kein Holz und muß frieren. Und dein Bruder hat mir auch erzählt: wenn er nur ein paar Thaler hat, denkt er gar nicht an sich; er sucht

immer einen, der noch ärmer ist als er, und da schenkt er alles weg und hilft und sorgt."

„Frau! dem Mann möcht' ich was Gutes thun, wenn ich nur könnte! Wenn er nur Äcker hätte, ich wollte sie ihm acht Tage lang umackern und ansäen und schneiden und einthun und dreschen. Aber er hat ein Geschäft, wobei ich ihm nichts helfen kann." „So such ihn doch auf und red einmal mit ihm; du fährst ja heute mit dem Holz nach Leipzig. Such ihn auf und sag ihm Dank; das thut so einem Mann auch wohl. Es kann jeder zu ihm kommen." „Ja, ja, ich möcht' ihn gern sehen und ihm die Hand geben, aber nicht die leere Hand. Wenn ich nur was hätte! Es könnte ja sein, daß ich ihm begegne. Gieb mir meinen Sonntagsrock, er wird nicht vertragen unter dem Mantel." Als die Frau den Rock brachte, sagte sie: „Wenn der Gellert nur eine Frau hätte, oder eine eigene Haushaltung, da könnte man ihm was schicken; aber dein Bruder sagt, er ist ledig und lebt mutterseelenallein."

2. So fröhlich hatte Christoph noch nie seine Pferde angeschirrt und an den mit Buchenholz beladenen Wagen gespannt; so freudig hatte er lange nicht seiner Frau die Hand zum Abschied gegeben als heute. Nun fuhr er mit dem schwerbeladenen Gefährt durch das Dorf, die Räder pfiffen und knisterten im Schnee. An dem Pfarrhause hielt er plötzlich an und schaute hinauf, wo der Bruder jetzt schlief; er will ihn wecken und ihm sagen, was er thun will; aber rasch peitschte er auf die Pferde, und es geht weiter; er mag sich noch nicht binden; vielleicht war das, was er thun will, nur ein flüchtiger Gedanke. Übrigens fährt er fröhlich weiter und es war ihm, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wäre. Er dachte zurück, welch ein schönes Haus, welch eine brave Frau er habe, und wie wohlauf Menschen und Vieh! und es war, als ob ein guter Geist neben ihm her ginge. Als es Tag geworden, war er vor dem Stadtthor in Leipzig angekommen. Da begegnete ihm ein Leichenzug; die Thomasschüler in langen, schwarzen Mänteln sangen hinter der Leiche. Christoph hielt an und zog den Hut ab. Wen begräbt man da? Wenn es Gellert wäre? Ja, gewiß er ist's, und wie gern hättest du ihm noch was Gutes gethan, ja du hättest ihm dein Holz geschenkt! Und jetzt ist er tot, und du kannst ihm nichts mehr thun! Erst als der Leichenzug vorüber war, fragte Christoph, wer da begraben würde. Es war ein einfacher Bürger, es war nicht Gellert, und in dem schweren Atem, der jetzt aus der Brust Christophs aufstieg, lag ein doppelter Ausdruck; einerseits war es Freude, daß Gellert nicht gestorben sei, und andererseits ein leises Gefühl, daß er nun eigentlich gebunden sei ihm das Holz zu schenken; aber wem hatte er es versprochen? Sich selber, und mit dem eigenen Gewissen läßt sich ja manchmal rechten. Christoph machte auch in der That einen sonderbaren Vertrag mit seinem Gewissen, als er auf dem Holzmarkt angekommen war,

und andere Holzbauern ihm sagten, daß die Preise heute gut seien. „Jetzt ist's gleich neun, sagte er; wenn dich bis zehn Uhr niemand fragt, was dein Holz kostet, bis Schlag zehn Uhr, das heißt, bis es ausgeschlagen hat, wenn dich niemand fragt, dann gehört das Holz dem Professor Gellert; kommt aber ein Käufer, dann ist's ein Zeichen, daß du's nicht zu thun brauchst. Dabei bleibt's! Noch eine ganze Stunde kannst du ruhig warten!" Christoph stopfte sich eine Pfeife und sah ruhig zu, wie bald diese bald jene Fuhre abgeführt wurde; es schlug ein Viertel, halb und drei Viertel; jetzt steckte Christoph seine Pfeife ein, die schon lange kalt geworden war, seine Hände selbst waren wie gefroren, alles Blut trat ihm nach dem Herzen. Jetzt schlug es voll aus, ein Schlag nach dem andern. Anfangs zählte er; dann aber redete er sich ein, einen Schlag versäumt und sich verzählt zu haben. Sei es willkürlich oder unwillkürlich, als es ausgeschlagen hatte, sagte er sich: Du hast dich geirrt, es war nicht zehn Uhr, es war erst neun Uhr. Er wendete sich auf die andere Seite, um das Zifferblatt nicht zu sehen, und so stand er noch eine geraume Weile, beide Hände auf die Wagenleiter gelegt. Er wußte nicht, wie lange er so gestanden, da klopfte ihm jemand auf die Schulter und fragte: „Was soll das Klafter von dem Holz kosten?" Christoph wandte sich um, und es lag etwas seltsam Verwirrtes in seinem Blicke, und er sagte: „Was, was? wie viel Uhr ist's?" „Halb elf." „Da ist das Holz nicht mehr mein." Und sich zusammennehmend wurde es ihm plötzlich warm, und mit fester Hand wendete er die Pferde und ließ sich von Holzhauern, die ihn begleiteten, den Weg nach dem Hause „Zum schwarzen Brett bei Doktor Junius" zeigen. Dort lud er ein gesetzmäßiges Klafter ab; bei jedem Scheit Holz, das er vom Wagen heruntergab, lächelte er gar seltsam. Die Holzmesser maßen das Holz genau, wendeten jedes Scheit und legten es an eine passende Stelle, damit nirgends ein hohler Zwischenraum bleibe. „Warum seid ihr denn heute so übergenau?" fragte Christoph und erhielt die Antwort: „Herr Gellert soll sein ehrlich gemessenes Klafter haben; jedes Spänchen, das man dem entzieht, wäre eine Sünde." Christoph lachte laut, und die Holzmesser sahen ihn verwundert an; denn solche Genauigkeit führt sonst leicht zu Streit. Christoph hatte noch einige überzählige Scheiter auf dem Wagen, diese behielt er auch richtig bei sich.

3. Jetzt kam Gellerts Diener Sauer und fragte, wem das Holz gehöre. „Dem Professor Gellert," antwortete Christoph. „Er ist ein Narr! Es ist nicht wahr, der Herr Professor hat kein Holz gekauft; das zu besorgen ist meine Sache." „Und er hat's auch nicht gekauft, und es gehört ihm doch!" rief Christoph. Sauer war eben dran, den vermeintlichen Narren tüchtig auszuzanken, und er erhob seine Stimme um so lauter, da es eben von der Nikolaikirche elf schlug. Jetzt aber war er still; denn dort von der Universität her kam gelassenen Ganges ein Mann feinen Ansehens;

und bei jedem Schritte lüfteten sich hüben und drüben Hüte und Mützen der Vorübergehenden, und Sauer rief nur noch: „Da kommt der Professor selber."

Welch ein eigentümlicher Glanz zog da über das Antlitz Christophs; er sah so durchdringend nach dem Kommenden hin, daß Gellert, der immer gesenkten Kopfes ging, plötzlich aufschaute. Als er jetzt nahe war, sagte Christoph: „Herr Gellert, es freut mich, daß Sie noch leben." „Ich dank' Euch," erwiderte Gellert und wollte vorübergehen. Aber Christoph trat ihm näher und streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ich hab' mir da erlaubt . . . ich will . . . geben Sie mir eine Hand, Herr Gellert!" Und Gellert zog die feine, länglich magere Hand aus dem Muff, und sie legte sich in die harte, wie mit Eichenrinde überzogene Hand des Bauern. „Erlaubt, daß ich mit Euch in Eure Stube gehe!" sagte Christoph, und Gellert nickte; er war so höflich, daß er dem Bauern winkte zuerst einzutreten. Aber Sauer drängte sich gleich nach; er dachte, das müsse ein Verrückter sein, er müsse seinen Herrn beschützen, der Mann sehe ja aus wie betrunken. Gellert ging mit seinem Famulus Gödicke hinter den beiden drein; er fühlte aber, daß der Mann von einem reinen Gedanken bewegt sein müsse, ließ die beiden andern zurückbleiben, führte Christoph allein in seine Studierstube und fragte nun, indem er die linke Hand mit der rechten umschlang: „Was wünschet Ihr von mir, lieber Mann?" „Ich? Nichts! Ich hab' Ihnen nur da ein Klafter Buchenholz gebracht, ein richtiges, volles; ich gebe aber auch noch die paar Scheiter dazu, die ich auf dem Wagen habe." „Mein lieber Mann, den Holzeinkauf besorgt mein Diener Sauer." „Es ist ja nicht von Kaufen die Rede; nein guter Herr, ich schenk's Ihnen." „Mir? warum gerade mir?" „O Herr, Sie wissen gar nicht, was für Gutes Sie thun, was Sie an mir gethan haben; und meine Frau hat recht, warum sollen denn nicht auch heutigestags echte, fromme Menschen leben? Scheint ja die Sonne noch wie vor tausend und tausend Jahren, es ist alles noch so, und es lebt ja der alte Gott noch." „Ja wohl, es freut mich, Euch so fromm zu sehen." „Lieber Herr, ich bin nicht immer so fromm; aber wenn ich's jetzt ein wenig bin, sind Sie schuld; Sie haben mir's schwerer vom Herzen abgenommen als ein Klafter Holz vom Wagen. O Herr, man sieht mir nichts mehr davon an. Ich bin in jungen Jahren ein übermütiger, lustiger Kamerad gewesen, und draußen im Feld und drin in der Schenke hat keiner mit mir um die Wette singen können; aber das ist lang vorbei. Was soll für einen Mann, dem die Totenblümchen auf dem Kopfe wachsen, all das schnakische Zeug? Und dazu noch der siebenjährige Krieg, der hat uns das Singen vertrieben! Aber heute nacht, mitten in der grimmen Kälte, hab' ich gesungen, das Lied ist für mich gesetzt, und es ist mir gewesen, wie wenn ich einen Wegweiser sähe, der auf den rechten Weg hindeutet."

Und nun erzählte der Bauer, wie er so unzufrieden und unwirsch in seinem Gemüte war, und wie ihn das Wort in dem Liede auf einmal erhoben und begleitet habe auf der Fahrt, wie ein guter Kamerad, der einem herzlich zuspricht. Gellert faltete bei diesen Worten des Bauern still die Hände und sprach: „Ich will Gott danken und mich freuen, daß meine Schriften Euch genützt haben. Denkt nicht so gut von mir! Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Euren Augen bin! Ich schreibe meine Bücher auch zu meiner eigenen Vervollkommnung, um anderen und mir klar zu machen, was man sollte. Aber, was denkt Ihr, sprach er weiter, indem er näher zu Christoph trat, was denkt Ihr, daß ich mich so soll von Euch beschenken lassen?" Der Bauer erwiderte: „Da ist nicht viel zu reden." „Nein, da wäre viel zu reden; aber ich nehme Euer Geschenk an. Es ist Hochmut, sich nicht gern beschenken zu lassen. Ist nicht alles, was wir haben, ein Geschenk Gottes?" Andächtig hörte Christoph den ferneren Reden zu, welche Gellert hieran anknüpfte, bis er unten sein Handpferd wiehern hörte. Da war er wieder auf der Welt. Es kann den Pferden schaden, dachte er, wenn sie so lange in der Kälte stehen, und kein Geld für das Holz, dafür aber vielleicht ein krankes Pferd heimbringen, das wäre doch zu viel.

„Ja, ja, Herr Professor, sagte er — er hatte den Hut unterm Arm und rieb sich die Hände — ja ich bin froh, daß ich's so gemacht habe, und die Stunde ist mir lieber als zehn Klafter Holz, das glaubet mir, und ich werde sie nicht vergessen bis an mein Ende." Und nochmals faßten sich die weiche und die harte Hand, und Christoph zitterte fast, als Gellert die linke auf seine Schultern legte. Sie schüttelten sich die Hände und es war, als ob damit etwas zu Herzen ginge, so eindringlich, so voll, wie es kein Wort vermag.

Christoph wußte nicht, wie er die Treppe hinuntergekommen war; unten warf er noch die überzähligen Scheiter Holz, die er zurückbehalten hatte, polternd vom Wagen, und dann fuhr er rasch fort aus der Stadt. Erst in Lindenthal gönnte er sich und seinen Pferden Ruhe und Futter. Er fuhr leer dahin, er hatte nichts mehr auf dem Wagen und nichts im Beutel; und doch, wer weiß, welche Schätze er heimbrachte, und wer weiß, welche unauslöschliche Flamme er zurückließ dort bei jenem einsamen Gelehrten!

In der That hatte Gellert keine fröhlicheren Weihnachten erlebt als die des Jahres 1768, und es waren seine letzten. Kaum ein Jahr darauf, am 13. Dezember 1769, starb er eines frommen und gelassenen Todes, wie er ihn sich allzeit gewünscht hatte.

120. Kolumbus.

Nach J. H. Campe.

1. Man betrieb aufs eifrigste die Ausrüstung der Schiffe, mit welchen Kolumbus auslaufen sollte. Es waren dies aber kleine und schlechtgebaute Fahrzeuge. Eines derselben, welches er selbst besteigen wollte, führte den Namen Santa Maria, das zweite wurde die Pinta und das dritte die Nigna genannt. Die beiden letzteren waren nicht viel ansehnlicher als große Boote. Dieses kleine Geschwader nun wurde mit Lebensmitteln auf zwölf Monate, und zwar für 90 Mann versehen; denn so hoch nur belief sich die ganze Mannschaft, welche Kolumbus auf dieser gefährlichen Fahrt begleiten sollte. Alle Kosten der Ausrüstung betrugen nicht mehr als 72000 Mark, eine Summe, die gleichwohl dem spanischen Hofe so groß vorkam, daß das ganze Unternehmen vielleicht nur darum unterblieben wäre, wenn nicht Kolumbus sich anheischig gemacht hätte, den achten Teil desselben aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten. Dafür hatte er sich aber auch den achten Teil des Gewinns ausbedungen, den die Reise abwerfen würde. Da nun alles zur Abreise fertig war, ging er, von allen seinen Gefährten begleitet, in einem feierlichen Aufzug nach einem unweit der Stadt liegenden Kloster, verrichtete daselbst andächtig sein Gebet, und das ganze Schiffsvolk folgte seinem Beispiel. Dann zogen sie nach den Schiffen, und am nächsten Morgen — es war der dritte August im Jahre 1492 — gingen sie unter dem lauten Zuruf einer großen Menge von Zuschauern unter Segel. Dem Plane gemäß, den Kolumbus zu seiner Entdeckungsreise sich entworfen hatte, segelten sie zunächst gerade auf die kanarischen Inseln zu. Hier angekommen hatte man schon an den Schiffen manches auszubessern, versorgte sich mit allerlei Erfrischungen und lichtete darauf am sechsten des Herbstmonds wieder die Anker, um nunmehr die große Fahrt in das westliche, bis dahin unbefahrene Weltmeer anzutreten. Am ersten Tage kamen sie nicht weit, weil beinahe eine gänzliche Windstille herrschte. Erst am andern Tage verloren sie die Kanarien aus dem Gesichte. Kaum war aber das Land aus ihren Augen verschwunden, als dem Schiffsvolk aller Mut entfiel. Wie wenn sie jetzt erst erfahren hätten, wohin die Reise gehen sollte, fingen sie an zu weinen, als ob sie einem unvermeidlichen Verderben entgegengeführt werden sollten. Nur Kolumbus stand wie ein Fels im Meere mit unbeweglicher Ruhe da. Er beschämte sie wegen ihres

weibischen Kleinmuts und stellte ihnen darauf die Belohnungen an Reichtum und Ehre, die sie am Ziele ihrer Reise einernten würden, so reizend und zugleich so unausbleiblich gewiß vor, daß alle dadurch aufs neue ermutigt wurden und ihm versprachen willig zu folgen, wohin er sie zu führen beschlossen habe. Indessen merkte Kolumbus doch aus diesem Vorspiel von Zaghaftigkeit, wessen er sich für die Zukunft zu versehen habe. Von nun an brachte er seine meiste Zeit auf dem Verdecke zu, teils um die nötigen Beobachtungen über die Tiefe des Meeres und den Lauf der Schiffe anzustellen, teils um alles, was geschehen mußte, selbst anzuordnen. Nur einige wenige Stunden erlaubte er sich dem Schlafe und der Erholung zu widmen. Dabei zeigte er seinen Leuten immer ein heiteres und zuversichtliches Gesicht, entsagte jeder Gemächlichkeit, deren nicht alle zugleich mit ihm genießen konnten, und unterschied sich von dem gemeinsten Bootsmann durch nichts als durch die größere Einsicht, worin er seine Reisegefährten alle weit übertraf.

2. Am zwölften des Herbstmondes, sechs Tage nach ihrer Abreise, befanden sie sich unter dem 350. Längengrade, von der kanarischen Insel Ferro an gerechnet. Hier entdeckten sie im Meere den Stamm eines großen Baumes, der schon lange herumzutreiben schien. Das Schiffsvolk sah ihn irrigerweise als einen Vorboten eines nicht gar fernen Landes an und ließ sich dadurch etwas beruhigen. Allein dieser Trost wirkte nicht lange. Denn als sie noch 50 Meilen weiter gekommen waren, machten sie mit Schrecken die Bemerkung, daß die Magnetnadel von ihrer gewöhnlichen Richtung um einen Grad gegen Osten abwich. Sie glaubten, die ganze Natur habe sich verändert, und schauderten bei dem Gedanken, daß nun auch der letzte Wegweiser, die Magnetnadel, sie im Stiche lassen werde. Auch der Passatwind, in dessen Region sie jetzt kamen, war ihnen eine höchst auffallende Erscheinung. Und zum Unglück kam bald darauf noch ein anderer Umstand hinzu, der ihre Furcht vergrößerte. Sie sahen nämlich plötzlich das ganze Meer, so weit ihre Augen reichten, mit grünem Kraut bedeckt, so daß es das Ansehen hatte, als ob sie über eine unermeßliche Wiese hinsegelten. An einigen Stellen lag das Kraut so dick, daß der Lauf der Schiffe dadurch gehemmt wurde. So sind wir denn, dachten sie, nunmehr an das Ende des schiffbaren Weltmeers gekommen. Unter diesem Kraute werden Untiefen und Klippen verborgen liegen, und ehe wir's uns versehen, werden unsere Schiffe zertrümmert sein. Doch Kolumbus verließen auch bei dieser Gelegen-

heit sein Mut und seine Klugheit nicht. „Wie unverständig ihr seid, sprach er zu seinen Gefährten, daß ihr euch durch etwas erschrecken lasset, was euch vielmehr in der Hoffnung bestärken müßte, daß wir nunmehr bald am Ziele aller unserer Wünsche sein werden! Kann wohl Gras mitten im Meere wachsen? Ist es nicht wahrscheinlich, daß wir gar nicht mehr weit von einem Festlande entfernt sind, an dessen Küste dieses Kraut gewachsen ist?“ Zu gleicher Zeit erblickte man verschiedene Vögel, die nach Westen flogen, und hegte aufs neue die freudigste Hoffnung. Allein auch diese verschwand, und ungeachtet sie nun schon 770 Seemeilen westwärts gesegelt waren, so wollte sich doch immer noch kein Land zeigen. Zum Glück war außer Kolumbus kein einziger auf den drei Schiffen im stande, die Länge des Laufs zu berechnen, und er hütete sich wohl, ihnen die ganze Entfernung zu entdecken. Immerhin aber dünkte sie ihnen groß genug, und das Schiffsvolk beklagte sich bald über seine eigene Leichtgläubigkeit, daß es den Versicherungen des Führers bisher Glauben beigemessen habe, bald stieß es bittere Vorwürfe gegen die Königin Isabella aus, daß sie grausam genug gewesen, das Leben so vieler Unterthanen an die Ausführung eines tollkühnen, vermutlich ganz widersinnigen Unternehmens zu wagen. Alle stimmten am Ende darin überein, daß es nunmehr die höchste Zeit sei die Rückreise anzutreten, falls der unaufhörlich wehende Ostwind sie nicht unmöglich mache, und daß man den Anführer mit Gewalt zwingen müsse von seinen abenteuerlichen Entwürfen abzustehen. Die verwegensten unter ihnen waren sogar der Meinung, daß man ihn über Bord werfen müsse, um eines so gefährlichen Verführers auf einmal los zu werden.

3. Kolumbus sah die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte. Aber im Bewußtsein der Größe und Gründlichkeit seiner Entwürfe und im Vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen erschien er vor seinem aufrührerischen Schiffsvolk mit der heitern und zuversichtlichen Miene eines Mannes, welcher Ursache hat mit dem Fortgange seines Unternehmens zufrieden zu sein. Mit sanftem Ernste warf er ihnen ihre Zaghaftigkeit vor und versuchte darauf jedes Mittel, das ihm seine Menschenkenntnis und seine Beredsamkeit an die Hand gaben, um ihren Herzen neuen Mut und Gehorsam einzuflößen. Es ist das Vorrecht großer Geister, daß sie die Herzen ihrer schwächeren Nebenmenschen biegen können wie Wachs. Auch Kolumbus gelang es abermals, seine rohen Gefährten umzustimmen, und der Himmel selbst kam ihm dabei zu Hilfe. Denn der Wind glitt um diese Zeit

von Nordost nach Südwest ab, so daß nun jedermann sehen konnte, daß es noch immer von ihnen abhänge, umzukehren, sobald sie wollten. Der Admiral machte sie hierauf aufmerksam, und man gelobte ihm von neuem Folgsamkeit und segelte in Gottes Namen weiter.

Eines Tages legte der Befehlshaber der Pinta, welche vorausgesegelt war, sich an den Admiral und meldete ihm, er glaube in einer Entfernung von ungefähr 15 Meilen gegen Norden Land zu entdecken. Bei dem Wort Land geriet alles in die freudigste Bewegung, und man lag dem Anführer sehr heftig an, daß er doch ja sogleich den Lauf der Schiffe ändern und nach der angezeigten Gegend hinsegeln möchte. Allein Kolumbus war zu sehr überzeugt, daß der Mann sich geirrt habe, als daß er die ungestüme Bitte hätte erfüllen wollen. Er beharrte also, ohne sich an das Murren seiner Leute zu kehren, bei derselben Richtung gegen Westen, die er bis dahin ununterbrochen eingehalten hatte.

4. Den Tag darauf sah man einige Vögel, von welchen Kolumbus selbst irrigerweise glaubte, daß sie nicht weit fliegen können, und daß sie also Vorboten eines nahe gelegenen Landes seien. Allein da man das Senkblei auswarf, konnte es in einer Tiefe von 390 Meter noch keinen Grund erreichen, ein Umstand, der jener Hoffnung zu widersprechen schien, weil die Tiefe des Meeres in der Nachbarschaft eines Landes abzunehmen pflegt.

Am folgenden Abend fanden sich sogar Singvögel auf den Masten der Schiffe ein, die hier übernachteten und mit Anbruch des Tages gegen Westen flogen. Auch sahen sie bald darauf einen tropischen Vogel. Auch ein Schauspiel anderer Art zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Ein Heer fliegender Fische erhob sich über die Oberfläche des Wassers, und einige derselben fielen sogar auf das Verdeck des Schiffes nieder. Man bemächtigte sich ihrer und stillte seine Neugier durch die Betrachtung der langen Floßfedern, welche diesen Fischen das Fliegen ermöglichen.

Das Ziel aber wich noch immer von Tag zu Tag zurück, und je höher so manche glückliche Vorzeichen die Erwartung des Schiffsvolks gespannt hatten, desto unmäßiger zeigte es sich nachher in seiner Betrübnis, da abermals einige Tage fruchtlos vergingen. Der Geist der Unzufriedenheit und Empörung brach jetzt ohne Zurückhaltung auf allen drei Schiffen aus. Laut erhob sich das Murren, und selbst die Befehlshaber, die bis dahin es noch immer mit dem Admiral gehalten hatten, erklärten sich jetzt wider ihn.

5. Da stand nun der von allen Seiten bedrängte, von allen verlassene Kolumbus unter dem allgemeinen Tumult seiner aufrührerischen Gefährten wie ein einzelnstehender Eichbaum im Sturm und Ungewitter und stemmte sich mit einer wunderbaren Festigkeit gegen die rasende Wut der Empörer, die seinen Untergang oder — was ihm noch herber als der Tod selbst schien — ein gänzliches Verzichten auf die Ausführung seiner geliebten Entwürfe verlangte. Er bot noch einmal seine ganze Geschicklichkeit sie zu besänftigen auf; aber umsonst. Wut und Verzweiflung hatten sich der Herzen all seiner Untergebenen zu sehr bemächtigt, als daß irgend eine von den Künsten, die er früher mit glücklichem Erfolg angewandt hatte, nunmehr noch etwas verfangen wollte. Man hörte nicht mehr auf seine Vorstellungen, sondern schrie, schimpfte und drohte Tod und Verderben, wenn er nicht augenblicklich umwenden und nach ihrem Vaterland zurücksegeln werde.

In dieser verzweiflungsvollen Lage sah er sich denn endlich gezwungen, der Notwendigkeit zu weichen und den Empörern zu versprechen, daß er ihren Wunsch erfüllen wolle, unter der Bedingung, daß sie sich anheischig machten ihm nur noch drei Tage lang Gehorsam zu leisten; würden sie auch in dieser Zeit noch kein Land entdecken, so wolle er am vierten Tage umkehren, um sie wieder nach Spanien zurückzuführen. Dies fand man billig, und der Vertrag wurde auf beiden Seiten durch die heiligsten Versicherungen bekräftigt. Kolumbus war indes überzeugt, daß er wenig oder nichts dabei aufs Spiel gesetzt habe. Denn der Anzeichen eines herannahenden Landes wurden jetzt so viele, daß er zuversichtlich hoffen durfte es binnen der festgesetzten Zeit zu erreichen. Schon seit einigen Tagen hatte das ausgeworfene Senkblei den Meeresgrund erreicht und eine schlammige Erdart mit sich heraufgebracht, aus der man auf die Nachbarschaft eines Landes schließen konnte. Ganze Schwärme von Vögeln sah man nach Westen fliegen. Man fing einen im Meere schwimmenden Strauch mit frischen, roten Beeren auf, die Luft ward milder und der Wind, besonders zur Nachtzeit, sehr veränderlich. Auch war er bald darauf seiner Sache so gewiß, daß er am folgenden Abend nach dem öffentlichen Gebet seine Leute an die Pflicht der Dankbarkeit gegen Gott, den Beförderer ihres gefahrvollen Unternehmens, erinnerte, sie zur Wachsamkeit ermunterte und darauf befahl, daß man beilegen solle, aus Besorgnis, sie möchten in der Nacht ans Land getrieben werden. Noch erinnerte Kolumbus

seine Gefährten an das Versprechen der Königin, daß derjenige, der das gesuchte Land zuerst erblicken werde, ein Jahrgeld von mehr als dreihundert spanischen Thalern haben sollte, wozu er selbst noch das Versprechen eines samtenen Wamses hinzufügte. Jedermann blieb darauf die Nacht hindurch auf dem Verdeck und sah mit klopfendem Herzen unverwandt nach der Gegend hin, in welcher sie das gewünschte Land zu erblicken hofften. Es war zwei Stunden vor Mitternacht, als Kolumbus, der auf dem Vorderkastell stand, in einer gewissen Entfernung ein Licht zu bemerken glaubte. Er rief darauf einen auf seinem Schiffe befindlichen Edelknaben der Königin zu sich und zeigte es ihm. Auch dieser erblickte das Licht und zeigte es einem dritten, der sich zu ihnen gesellte. Alle drei glaubten wahrzunehmen, daß dieses Licht sich von einem Orte zum andern bewege. Wie war es wohl da Kolumbus ums Herz? Bald, bald sollte er die Frucht so vieler Arbeiten, so vieler nun glücklich überstandener Gefahren vor seinen Augen liegen sehen! Bald sollte seinen ungläubigen Gefährten der Beweis geliefert werden, daß sein gründlicher Entwurf kein leeres Hirngespinst, er selbst kein luftiger Entwurfmacher gewesen sei. Eine entzückende Vorstellung, welche die ganze Nacht hindurch keinen Schlaf in seine Augen kommen ließ.

6. Ungefähr gegen zwei Uhr nach Mitternacht hörte man von der Pinta her, welche voraus war, das jauchzende Freudengeschrei: „Land! Land!" erschallen, und ein freudiger Schauer fuhr allen dabei durchs Herz. Wie gern hätte das Schiffsvolk sich nun sogleich der ausschweifendsten Freude überlassen! Aber es war schon so oft in seiner Erwartung getäuscht worden, daß es die ängstlichen Zweifel, die sich in seine Freude mischten, unmöglich unterdrücken konnte. Zwischen Furcht und Hoffnung erwarteten sie also den Anbruch des Tages, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß die Erfüllung ihres Wunsches kein Traum gewesen sei. Träge, wie sie dem schlaflosen Kranken verstreichen, gingen ihnen die noch übrigen Stunden der Nacht vorüber. Jede Minute schien ihnen eine Stunde, jede Stunde ein ganzer Tag zu sein. Endlich fing der östliche Himmel ein wenig zu schimmern an. Jetzt trat die liebliche Morgenröte hervor und jetzt — jetzt stimmte auf einmal die Mannschaft der Pinta mit lauter frohlockender Stimme das: Herr Gott, dich loben wir! an. Auch das Volk der beiden übrigen Schiffe hatte nicht so bald aufgeblickt, als es unter vielen Freudenthränen und von heftiger Gemütsbewegung zitternd die Stimmen gleichfalls zum allgemeinen Lobliede

erhob. Denn das Land, das sie so sehnlich gewünscht hatten, lag nunmehr vor ihren Augen da.

Kaum aber war das Danklied geendigt, so erinnerte sich das hocherfreute Schiffsvolk einer zweiten Pflicht, und zwar gegen ihren verkannten, so schwer beleidigten Anführer. Mit Reue und tiefer Ehrfurcht im Herzen warfen sie sich dem großen Manne zu Füßen und flehten ihn um Verzeihung an. Bald darauf aber betraten sie mit fliegenden Fahnen — und unter allen zuerst Kolumbus — die Küste des neuen Weltteils.

121. Der Hirtenknabe.

Von Herder.

Abbas der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Herde Schafe weidete; der Knabe saß unter einem Baume und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und die Neugierde lockte den König näher hinzu. Das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes, das ohne Unterricht bei seiner Herde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine Gedanken darüber, als sein Vezier dazu kam, der ihn aufgesucht hatte. „Komm, Vezier, rief er ihm entgegen, und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt!“ Der Vezier kam herbei. Der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerschrockenheit, sein gesundes Urteil und seine Freimütigkeit nahmen den König und den Vezier so ein, daß jener beschloß ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürren Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzt, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden eines rechten Mannes, Unsträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Fleiß in seinem Amte, Freigebigkeit und Großmut gegen die Fremden, und, ob er gleich der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demut. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützig-

keit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen; seine guten Thaten hatten die reinste Quelle: das Verlangen den Menschen nützlich zu werden. Doch entging er bei allen diesen Tugenden den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Sie legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften. Argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, solange sein großer Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sofi, der ihm folgte, war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz. Solch einen Oberherrn hatten Alis Feinde gewünscht, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs zwar nicht achtete, bis eine unerwartete Begebenheit diesen Anklagen mehr Wichtigkeit gab. Der König verlangte nämlich einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türkischen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte, und dessen einige Hofleute erwähnten. Der Säbel war nicht zu finden, obgleich er in das Verzeichnis der Schätze des großen Abbas eingetragen war. Sogleich schöpfte Schach Sofi Verdacht, daß der Schatzmeister ihn veruntreut habe. Dies war, was seine Feinde wünschten. Sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und malten ihn als den ärgsten Betrüger. Er hat viele Häuser zur Bewirtung der Fremden gebaut, sagten sie, und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als ein nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichtümer. Woher könnte er alle diese Kostbarkeiten, mit denen sein Haus angefüllt ist, haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestähle? Ali Beg trat eben zum Könige hinein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen!" Ali Beg erschrak nicht; denn sein Gewissen war rein. Aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr, sprach er deswegen, mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Ehrenschmuck, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinen Füßen niederzulegen, wenn du deinen Knecht mit deiner Gegenwart beehren willst."

Diese Bitte war dem König willkommen; er sagte sie ihm zu und besichtigte gleich am andern Tage die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Ordnung, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne daß er es in seinem Verzeichnisse bemerkt habe. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein sein Mißtrauen hatte ihn noch nicht verlassen. Er ersann einen Vorwand, um den Schatzmeister in sein Haus zu begleiten; denn hier vermutete er die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten. Zu seiner großen Verwunderung war auch hier alles anders. Gemeine Tapeten deckten die Wände; die Zimmer waren mit nicht mehr als notdürftigem Hausrat versehen, und Sofi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohne köstlicher als der Großschatzmeister seines Reichs. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Thüre am Ende eines Ganges zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war.

Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre. Ali Beg schien erschrocken, sein Gesicht errötete; er erholte sich aber wieder und sprach: „Herr, in diesem Gemache bewahre ich das Liebste, was ich auf der Welt habe, mein wahres Eigentum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein. Aber es ist ein Geheimnis; ich bitte dich, verlange nicht es zu sehen!“

Dieses ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sofi Gefühl der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit die Thüre zu öffnen. Das Gemach that sich auf, und siehe da, vier weiße Wände, mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche die eisernen Riegel und Schlösser verwahrten!

Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sofi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit der größten Bescheidenheit also sprach: „Mächtiger König, als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Herde hütete, waren diese Armseligkeiten mein ganzer Reichtum. Ich bewahrte seitdem denselben als mein einziges Eigentum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmütige Fürst war zu gütig, als daß er es mir hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm

in jene friedlichen Thäler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher als im Überflusse deines Hofes war."

Ali schwieg, und alle Umstehenden waren bis zu Thränen erweicht. Der König aber zog sein Kleid aus und legte es ihm an, ein Zeichen der höchsten Gnade; der Neid und die Verleumdung waren mit Scham geschlagen, und sie konnten sich gegen diesen Edlen nie wieder erheben. Ali lebte noch lange und genoß die Belohnung seiner Tugenden, Liebe und Verehrung bei seinem Leben und nach seinem Tode waren Thränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle, uneigennützige Ali.

122. Die ewige Bürde.

Von Herder.

Der Kalif Hakem, der die Pracht liebte, wollte die Gärten seines Palastes verschönern und erweitern. Er kaufte alle benachbarten Ländereien und bezahlte den Eigentümern so viel dafür, als sie verlangten. Nur eine arme Witwe fand sich, die das Erbteil ihrer Väter aus frommer Gewissenhaftigkeit nicht veräußern wollte und alle Anerbietungen, die man ihr deswegen machte, ausschlug. Den Aufseher der königlichen Gebäude verdroß der Eigensinn dieser Frau; er nahm ihr das kleine Land mit Gewalt weg, und die arme Witwe kam weinend zum Richter. Ibn Beschir war eben Kadi der Stadt. Er ließ sich den Fall vortragen und fand ihn bedenklich; denn obschon die Gesetze der Witwe ausdrücklich recht gaben, so war es doch nicht leicht, einen Fürsten, der gewohnt war seinen Willen für die vollkommene Gerechtigkeit zu halten, zur freiwilligen Erfüllung eines veralteten Gesetzes zu bewegen. Was that also der gerechte Kadi? Er sattelte seinen Esel, hing ihm einen großen Sack um den Hals und ritt unverzüglich nach den Gärten des Palastes, wo der Kalif sich eben in dem schönen Gebäude befand, das er auf dem Erbteile der Witwe erbaut hatte. Die Ankunft des Kadi mit seinem Esel und Sack setzten ihn in Verwunderung, und noch mehr erstaunte er, als Ibn Beschir sich ihm zu Füßen warf und also sagte: „Erlaube mir, Herr, daß ich diesen Sack mit Erde von diesem Boden fülle!" Hakem gab es zu. Als der Sack voll war, bat Ibn Beschir den Kalifen ihm den Sack auf den Esel heben zu helfen. Hakem fand dieses Verlangen noch sonderbarer als das vorige; um aber

zu sehen, was der Mann vorhabe, griff er mit an. Allein der Sack war nicht zu bewegen, und der Kalif sprach: „Die Bürde ist zu schwer, Kadi.“ „Herr, antwortete Ibn Beschir mit edler Dreistigkeit, du findest diese Bürde zu schwer, und sie enthält doch nur einen kleinen Teil der Erde, die du ungerechterweise einer armen Witwe genommen hast! Wie willst du denn das ganze geraubte Land tragen können, wenn es der Richter der Welt am großen Gerichtstage auf deine Schultern legen wird?“ Der Kalif war betroffen; er lobte die Herzhaftigkeit und Klugheit des Kadi und gab der Witwe das Erbe zurück mit allen Gebäuden, die er darauf hatte anlegen lassen.

123. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Von Schiller.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmut geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Henneberg, einen Schutzbrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größeren Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führe. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der

Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, des Schutzbriefs noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung desselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen! antwortete sie aufgebracht. Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott! (indem sie drohend ihre Stimme anstrengte) Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Anblick dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen, handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte

sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie sich ruhig zu verhalten und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem letzteren wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmütigen erwarb.

124. Aus dem Leben Friedrichs des Großen, Königs von Preußen.

1. Ein preußischer Oberstlieutenant, dessen Regiment nach dem Hubertsburger Frieden aufgelöst worden war, saß in Berlin auf halbem Sold oder, da er arm war und eine zahlreiche Familie hatte, im ganzen Elende. Der Mann war tapfer und wacker gewesen, aber er verstand es nicht sich geltend zu machen; er verstand es noch weniger, durch einen Nebenerwerb sich selbst die kummervolle Lebenslage zu verbessern. Wenn denn nun morgens siebenstimmig und doch einstimmig der Ruf: Brot! erschallte, und er doch oft keines hatte, dann war es dem braven Mann, als ob ein Schwert durch seine Seele ginge. Der alte Fritz war darin, wie man im gemeinen Leben sagt, ein wunderlicher Heiliger, daß, wenn er einmal einen auf der Mucke hatte, der nicht mehr so leicht in den Sattel kam. Sein Gedächtnis war dabei so gut, daß er sich keinen blauen Nebel vormachen ließ. Kam ihm die Person je wieder zu Gesicht oder nur ihr Name, so erinnerte er sich gleich wieder an alles, was dran hing. Der arme Oberstlieutenant hatte sich einmal durch irgend welchen Fehler die Ungnade seines Königs zugezogen, und die lastete schwer auf ihm. Nun war's aus mit dem König und ihm. Jeder Mensch hat ja seine Fehler, und Könige können auch fehlen; aber leider sind die Folgen bei ihnen schwerer als bei andern Menschen.

Der Ruhegehalt, welchen der Offizier erhielt, war knapp zugemessen, er reichte nicht aus für seine Familie, und eines Vergehens war der Mann sich nicht bewußt. Der arme, in den Staub, in das Elend niedergedrückte Offizier ließ es an Bittschriften nicht fehlen, in denen er sein Elend schilderte; aber sie blieben unerhört. Er stand hundertmal im königlichen Vorzimmer und bat um gnädiges Gehör. Der König wollte nichts von ihm wissen; ja er wurde zornig, wenn einer der diensttuenden Adjutanten den Namen des armen Mannes nannte. Das verbitterte sein Gemüt, und er, der ohnehin heftig und jähzornig war, geriet in Verzweiflung. Ein bitterer Groll gegen seinen König erfüllte sein Herz.

2. Wie aber der alte Fritz an einer vorgefaßten Meinung festhielt, ebenso gerne ließ er sich auch durch klare, schlagende Gründe davon abbringen, wenn's eben nur in der rechten Weise geschah und der Nachweis stichhaltig war. Der Oberstlieutenant hatte noch einen hochgestellten Freund, und der redete einst ohne Zucker auf der Lippe mit dem König über den unglücklichen Mann und sagte ihm, dieser wäre freilich ein wilder, jähzorniger Mann, aber nichtsdestoweniger ein äußerst gutmütiger Mensch, ein treuer Familienvater und ein sehr tüchtiger Offizier, und das wies er nach. Da nahm sich der König sogleich vor sein Unrecht wieder gut zu machen, und das kann keine Menschenseele besser als ein König. Ehe es aber zur Ausführung kam, ereignete sich etwas, das den König diesen Vorsatz fürs erste ganz vergessen ließ und ihn in nicht geringe Aufregung versetzte. Eines Morgens war nämlich an den Straßenecken in Berlin eine Schmähschrift gegen den König angeheftet, die Gift und Galle hauchte und an Bosheit alles übertraf, was bis jetzt in solcher Weise gegen den König vorgekommen war. Er hatte über frühere Schmähschriften wohl einmal gelacht, hatte sogar die schändlichen Machwerke tiefer herabhängen lassen, damit sie die Leute auch recht lesen könnten; aber diese trieb denn doch seinen Gleichmut aus allen Fugen. Er war außer sich vor Zorn und ließ sogleich bekannt machen, daß derjenige, welcher den Verfasser angeben könne, fünfzig Thaler Belohnung erhalten solle.

Der arme Oberstlieutenant war, wie schon gesagt, dadurch, daß der König nichts vom ihm hören und sehen wollte, zur Verzweiflung gebracht. Seine rechtschaffene Frau war krank vor Mangel und Kummer; seine Kinder waren dem Hungertode nahe. Das brachte den heftigen Mann zum wildesten Ausbruch seines Zornes. Wie denn

nun der Zorn nie thut, was vor Gott recht ist, so ließ er sich von gottlosem Zorne hinreißen diese Schmähschrift zu machen und in der dunkeln Nacht anzuheften. Er hatte darauf gerechnet, daß sicherlich auf die Namhaftmachung des Verfassers der Schmähschrift ein hoher Preis gesetzt würde, und war dann fest entschlossen, auch wenn es ihn seinen Kopf koste, das Geld in Empfang zu nehmen, den Seinigen zu helfen und — sich selbst anzugeben. Ferner rechnete er darauf, daß die öffentliche Barmherzigkeit, wenn seine Lage offenkundig würde, für seine Frau und seine Kinder sorgen würde. An sich dachte er nicht; am Leben lag ihm nichts mehr. Es war ein entsetzlicher Entschluß, eine schauderhafte That. Nur die äußerste Verzweiflung konnte sie einem solchen Manne eingeben, der zu stolz war, zu betteln. Kaum hörte er, was für ein Preis ausgesetzt war, um den Übelthäter zu ermitteln, da eilte er in seiner geflickten, fadenscheinigen Uniform in das königliche Schloß und zeigte an, er wisse den Namen des Verfassers der ruchlosen Schmähschrift, aber er werde ihn nur dem König persönlich nennen. Er wurde also zum Könige geführt.

3. „Wer ist Er?" fragte der König, betroffen von der armseligen Kleidung eines Oberstlieutenants. Dieser nannte seinen sonst sehr ehrenwerten Familiennamen, und dem König fiel alles wieder ein, sein Groll gegen diesen Mann, aber auch die bessere Meinung, die er von ihm gefaßt hatte. Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er etwas milder: „Kennt Er den Namen des Halunken, der die Schmähschrift gemacht hat?" Er trat dabei dicht an den Oberstlieutenant heran und blickte ihn mit den blitzenden, großen Augen an. Bleich vor Elend und innerer Erregung stand der arme furchtbar niedergedrückte Mann vor dem Könige, für den er in mancher Feldschlacht sein Blut vergossen hatte, und der ihn durch seine unverdiente Ungnade so tief ins Elend herabgedrückt hatte. Endlich hob er mit matter Stimme an: „Eure Majestät haben dem, der den Thäter nennt, fünfzig Thaler zugesagt. Ich flehe Sie an dies Geld sogleich meiner armen Familie zuzusenden, die am Verhungern ist. Dann werde ich auf meine Ehre den Namen des Übelthäters nennen."

Jetzt sieht ihn der König genauer an; das Bild des Elends, des Jammers, der Verzweiflung steht leibhaftig vor ihm. „Was sagt Er da?" rief der König aus, und ein kaltes Entsetzen rieselt durch seine Adern. „Es ist so, Majestät! sprach der Mann, dem jetzt fast das Herz brach und dicke Thränen über die bleichen, tiefgefurchten Wangen rollten. O ich flehe, schnell! schnell! daß sie nicht Hungers

sterben, ehe die Hilfe kommt!“ Ohne ein Wort reden zu können, eilt der König an den Tisch, zieht eine Schublade heraus, nimmt eine Rolle und zieht heftig an der Klingelschnur. Ein Adjutant stürzt herein. „Hier! rief der König, bring' Er dies Geld der Frau des Oberstlieutenants hier und rapportier' Er sogleich, wie Er die Familie gefunden!“ „Ach, Herr Adjutant! rief da der Oberstlieutenant mit flehender Gebärde aus, seien Sie barmherzig und eilen Sie, und sagen Sie ihnen, sie sollen sogleich Brot kaufen und der Mutter den Doktor holen!“ Das verspricht der Adjutant und eilt weg.

4. „Großer, barmherziger Gott, ich danke Dir! ruft außer sich der Oberstlieutenant aus, daß ich nun weiß, daß sie nicht verhungern! Ihnen ist fürs erste geholfen! Mag's nun kommen, wie Du willst. Wenn nun auch mein Kopf fällt, so wirst Du ja für sie sorgen!“

„Was? ruft der König aufs tiefste erschüttert aus. Ist Er ein Narr? Wer will Seinen Kopf? Warum soll denn der fallen?“ Da legt der Oberstlieutenant, aus dessen Angesicht der letzte Blutstropfen gewichen ist, die Hand aufs Herz und ruft: „Eure Majestät wollen ihn; denn ich, ich habe die Schmähschrift gemacht!“ — und mit diesen Worten bricht er ohnmächtig zusammen. Der König riß aufs heftigste an der Klingelschnur, und zwei der dienstthuenden Adjutanten stürzten herein. „Schnell! ruft der König, legen Sie den Offizier hier auf das Ruhebett! Holen Sie Wein! Rufen Sie meinen Leibarzt!“ Das alles geschah. Wie eine Leiche lag der unglückliche Mann da, und ein Gefühl zog durch des Königs Seele, wie er sich eines ähnlichen niemals erinnern konnte. Er verwandte kein Auge von dem Ohnmächtigen und sprach leise in sich hinein: „Ja, ja! wohin kann die Verzweiflung einen braven Mann führen? warum erfuhr ich nicht früher, was ich erst in diesen Tagen hörte? Ich habe da viel, viel gut zu machen!“

In diesem Selbstgespräch wurde er durch den Leibarzt und den Adjutanten unterbrochen, die herbeieilten, der Leibarzt mit seinem Instrument, um dem Ohnmächtigen zur Ader zu lassen, der Adjutant mit Wein, wie es der König befohlen hatte. „Nichts da mit dem Aderlassen! rief er dem Leibarzt zu; dem Mann fehlt's an Blut! Flöße Er ihm Wein ein!“ Der Leibarzt fühlte den Puls des Unglücklichen. „Eure Majestät haben recht, sagte er; der Mann ist todmatt.“ Er gab ihm Wein ein und wusch ihn mit Wein. Endlich schlug der Ohnmächtige die Augen auf und blickte flehend den König an. „Bekümmere Er sich um nichts, sagte leutselig der König;

trink' Er so ein Glas Ungarwein! der wird Ihn wieder auf die Beine bringen!"

„Brot!" hauchte matt der Oberstlieutenant. Wieder durchrieselte es den König eiskalt. Der Adjutant eilte hinweg und brachte Brot. Gierig verschlang der Leidende ein Stück trockenen Brotes; er trank ein Glas Wein, und dann richtete er sich wie neubelebt auf. „Geh' Er nun wieder, Doktor! sagte der König. Auch der Adjutant soll wegbleiben, bis ich klingle! Ich habe mit dem Oberstlieutenant zu reden."

5. Wenige Augenblicke später waren beide wieder allein. Der Oberstlieutenant stand auf; aber er wankte noch. „Bleib' Er sitzen! ich befehl' es Ihm!" sagte der König, und nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens nahm der König das Wort: „Sag' Er mir, wie konnte Er, ein Mann von Ehre und Pflicht, solch eine Schandthat ausüben?" „Majestät, sprach der Oberstlieutenant, es ist eine Lage zum Verzweifeln. Wenn das Weib vor Hunger am Sterben liegt, wenn ein Häuflein lieber Kinder nach Brot schreit, wenn man, um ihnen die letzte Rinde geben zu können, seit drei Tagen nichts über den Mund gebracht hat — die Verzweiflung treibt zum Äußersten! Seit zwei Jahren halte ich um eine kleine Zulage an. Keine meiner Bittschriften erhält eine Antwort; seit zwei Jahren stehe ich an jedem Empfangstage im Vorzimmer Eurer Majestät, werde gemeldet, und Eure Majestät wollen mich nicht sehen, nicht hören! Allmächtiger Gott, da verbittert sich das Herz! Betteln konnte und durfte ich nicht; da griff ich zum Heillosesten, weil mein Kopf brannte und ich am Rande des Wahnsinns war. Ich dachte: schreib eine schreckliche Schmähschrift! Dann wird auf den Kopf des Verbrechers ein Preis gesetzt. Du giebst dich an und erhältst den Preis; dann haben die Deinen Brot, ihr Elend wird bekannt. Die Menschen erbarmen sich ihrer. Dein Kopf fällt unter dem Beile des Henkers. Ihnen ist geholfen und — dein Elend hat ein Ende. So ist es, so wahr mir Gott barmherzig sein wird, und ich lege meinen armen, wirren Kopf Eurer Majestät zu Füßen. Ich will gerne meine wohlverdiente Strafe leiden; aber leiden ohne Schuld — das ertrug ich nicht; denn die Meinen litten unschuldig mit!"

Was während dieser Worte des Unglücklichen in der Seele des Königs vorging, das weiß kein Mensch; aber der strenge Ton, den er jetzt annahm, kam nicht aus seinem Innersten. „Seinen Kopf mag ich nicht! rief er; aber Er ist ein schwerer Verbrecher!" Er

klingelte. Ein Adjutant trat ein. „Nehm' er diesem Offizier den Degen ab! sagte er. Er ist sein Gefangener. Wart' Er mit ihm im Vorzimmer auf weitere Weisung, aber lass' Er ihm Essen und Trinken reichen! Adieu!" Der Oberstlieutenant schnallte seinen Degen los, überreichte ihn dem Adjutanten, verbeugte sich tief vor dem König und folgte stumm in das Vorzimmer. Während er hier Speise und Trank genoß und drinnen in seinem Kabinet der König mit verschränkten Armen heftig auf- und niederging, kam der andere Adjutant zurück, flüsterte dem Oberstlieutenant zu, daß alles aufs beste besorgt, der Arzt bei seiner Frau sei und er für die Familie kräftige Speisen habe selbst besorgen lassen. „Seien Sie ruhig, sagte er, dort ist geholfen; hier wird Gottes Gnade auch helfen!" Der Unglückliche drückte mit Thränen in den Augen des guten Adjutanten Hand, und dieser eilte in das Kabinet des Königs.

Er blieb lange mit dem König im Gespräch; dann kam er heraus und reichte dem andern Adjutanten einen schriftlichen Befehl des Königs. „Schnell nach Spandau!" sagte er und der Adjutant eilte fort. Spandau ist eine Festung, nicht sehr weit von Berlin, wohin damals alle Staatsgefangenen gebracht wurden. „Seien Sie ruhig, flüsterte der Adjutant mitleidig dem Manne zu, der sich seit drei Tagen zum erstenmal wieder gesättigt hatte. Ihre Haft wird nicht lange dauern; für die Ihrigen wird gesorgt!" Bald darauf fuhr ein Wagen vor, und der Adjutant erklärte nun dem Oberstlieutenant, daß er Befehl habe ihn nach Spandau zu bringen. Wenige Minuten später rollte der Wagen dahin, und der König stand am Fenster seines Kabinets und sah ihm nach; aber auf seinen ernsten Zügen lag ein wunderbar milder, fast verklärter Ausdruck.

6. Als der Wagen in Spandau ankam, wurde der Gefangene dem wachhabenden Offizier übergeben, und der Adjutant ging, mit dem Degen des Gefangenen in der Hand, zu dem Festungskommandanten und überreichte ihm einen schriftlichen Befehl des Königs. „Das muß eine seltsame Geschichte sein," sagte der Kommandant und erbrach den Brief. Als er ihn gelesen und ihm der Adjutant, der alles wußte, was geschehen war, den Zusammenhang erzählt hatte, sagte er lächelnd: „Ich will den Gefangenen begrüßen." Er sandte die im Vorzimmer harrende Ordonnanz hinab und befahl dem wachhabenden Offizier ihm den Gefangenen vorzuführen. Mit dem tiefsten Mitleid betrachtete der Kommandant den Oberstlieutenant, als er hereintrat. Es war ihm ein Freund aus besseren Tagen, den er so wieder

sehen sollte. „Obwohl du jetzt mein Gefangener bist, sprach der Kommandant bewegt, so ist es mir ja doch erlaubt, den alten Freund heute an meiner Tafel zu bewirten. Du bist heute mein Gast!“ Darauf reichte er ihm die Hand und zog ihn an seine Brust. Den drei Offizieren, die alle dem Tode mehr als einmal ins Auge gesehen, war es wahrlich keine Schande, daß sie ihre Thränen trocknen mußten. Der Kommandant traf nun die nötigen Vorbereitungen, und nicht lange nachher wurden die beiden andern Offiziere zum Mittagsmahle abgerufen. In dem großen Saale der Kommandantur waren alle Offiziere der Garnison versammelt. Sie verbeugten sich tief vor dem Gefangenen in fadenscheiniger Uniform, und nun setzte ihn der Kommandant neben sich obenan. Bei Tische herrschte die heiterste Laune. Freilich hatte der Staatsgefangene keine Lust mit einzustimmen; aber er wußte die Seinigen versorgt, gesättigt, und so schmeckte es ihm auch wieder gut an der wohlbesetzten Tafel. Der Kommandant schenkte ihm wacker ein; er kam auf die alten Kriegsgeschichten, erzählte von manchem Kampfe, den er mit seinem Freunde, dem Oberstlieutenant, bestanden, daß es dem Armen endlich wohler ums Herz wurde, daß er im Kreise tapferer Männer, die ihn achtungsvoll behandelten, mehr und mehr sein Weh vergaß und endlich lebhaften Anteil am Gespräche nahm.

7. Als die Tafel zu Ende war, stand der Kommandant auf und sagte: „Meine Herren, treten Sie näher!“ Dann nahm er den erstaunten Oberstlieutenant an der Hand, führte ihn in den Kreis und zog den Befehl des Königs heraus. „Ich bitte Sie, sagte er dann zu den Offizieren, den Befehl Seiner Majestät ehrfurchtsvollst anzuhören!“ Er las: „Ich übergebe dem als Gefangenen Ihm übersandten Oberstlieutenant außer Dienst von ** hiemit das Kommando der Festung Spandau. Er wird in kurzem seine Frau und Kinder nachkommen sehen, und ich versehe mich von demselben in diesem seinem Dienste derselben Treue, Tapferkeit und Dienstbeflissenheit, die er im abgelaufenen Kriege allezeit bewiesen hat. Der bisherige Kommandant geht zum Lohn für seine Treue als Oberst und in der Eigenschaft als Festungskommandant nach Magdeburg.

Friedrich.“

Alle schwiegen. Der Kommandant aber nahm den Degen des Oberstlieutenants und schnallte ihm denselben unter herzlichen Glückwünschen um. Der Oberstlieutenant faltete still seine Hände, und über seine Wangen rollten Thränen. Es war, als ob der Bann, der

auf seinem Herzen gelegen, plötzlich gelöst würde. „Herr Gott, rief er aus, Du bist gnädiger, als ich es verdiene! Segne den König, der die Missethat so vergiebt, und vergieb auch Du mir!" Als aber der Kommandant fröhlich zu Tische trat und sprach: „Nehmen Sie ihre Plätze wieder ein, meine Herren, und füllen Sie Ihre Gläser! Der König lebe hoch!" da erklangen fröhlich die Gläser, und das Hoch kam aus begeisterten Herzen.

125. Sokrates.

Nach Bredow.

1. Wenn in einer Stadt, ja in einem ganzen Lande böse Sitten herrschen, so erfordert es einen hohen Grad von Festigkeit gut und tugendhaft zu bleiben. Es ist aber keineswegs unmöglich, und niemals fehlt es der Tugend gänzlich an Achtung und Liebe bei andern Menschen. Dies beweist das Leben eines der edelsten und verständigsten Männer unter den Griechen, das Leben des Sokrates. Er war der Sohn eines Bildhauers und lernte diese Kunst bei seinem Vater, versäumte aber auch die kriegerischen Übungen nicht und focht mehreremal mit Mut und Tapferkeit für seine Vaterstadt Athen. Doch weder die Bildhauerei noch der Kriegsdienst waren seiner Neigung angemessen; es war seine liebste Beschäftigung, Jünglinge, die ihm durch Schönheit und Anlagen des Geistes gefielen, zu unterrichten und zu bilden, und ihnen widmete er gern seine Zeit, ohne daß er sich dafür bezahlen ließ. Auch war sein Unterricht nicht so förmlicher Unterricht wie bei uns, sondern er besaß eine ganz ausgezeichnete Geschicklichkeit im Fragen, und indem er mit Jünglingen in freundschaftlichem Umgange zusammen war, verstand er es, sie durch passende Fragen dahin zu bringen, daß sie in ihren Antworten endlich selbst gestehen mußten, wie viel sie noch nicht wüßten, wie vieles sie irrig für wahr hielten, wie sehr sie die Veredlung ihres Herzens, die Übung des Guten vernachlässigten. Dies alles sagte er mit solcher Kraft und Herzlichkeit, daß man ihn gern hörte, und sein Leben war so rein und untadelhaft, daß ihn alle hochschätzten und liebgewannen, die er seines Umgangs wert achtete. Sein Leben fiel aber in die Zeit der allgemeinen Sittenverderbnis in Athen, und wiewohl die griechischen Priester ihn im Namen der Götter für den weisesten der Menschen erklärten, war doch die Anzahl seiner Freunde nur klein, und manchen,

den er sich schon gewonnen hatte, wie den Alcibiades, entriß ihm die Ehrsucht wieder. Die Anzahl seiner Neider und Feinde dagegen war sehr groß.

Nur einige Züge aus seinem Leben und seine edle Ruhe im Tode wollen wir erzählen.

2. Sokrates lebte äußerst mäßig, er aß und trank immer nur das Allergewöhnlichste und Wohlfeilste, er trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, und im Sommer und Winter denselben. Freilich sind die Winter in Griechenland nicht so kalt und rauh wie in unsern Gegenden; dennoch ist die Regenzeit, welche dort die Stelle des Winters vertritt, empfindlich genug, um wärmere Bekleidung nötig zu machen. Es war aber ein Hauptgrundsatz des Sokrates: man muß so wenig bedürfen als möglich. Daher härtete er seinen Körper auf alle Weise ab und konnte außerordentlich viel aushalten. So ging er immer barfuß und band sich nie Sohlen unter die Füße, die man statt unserer Schuhe und Strümpfe trug. Ohne Beschwerde konnte er eine Nacht durchwachen und den folgenden Tag ebenso kraftvoll ringen und ebenso lebhaft unterhalten.

Einst schalt seine Frau mit ihm, ohne daß er ihr anders als gelassen antwortete. Da sie immer heftiger ward, stand er endlich auf und ging weg. Dies erbitterte sie noch mehr; sie ergriff ein volles Waschbecken und goß es dem Sokrates nach. „Ich dachte es wohl, sagte Sokrates zu einem staunenden Nachbar, ein Donnerwetter ist nicht ohne Regen."

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt und kam zu einem Brunnen, so füllte er mehreremal den Eimer und goß ihn langsam wieder aus, teils um seiner Gesundheit nicht zu schaden teils um sich überhaupt in der Beherrschung seiner Begierden zu üben.

3. Sokrates grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch, sagte Sokrates; ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre als ich; was ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist als ich?" Ebenso hörte er es einst mit der größten Ruhe, daß jemand schlecht von ihm gesprochen habe. „Mag er mich doch prügeln, sagte er, wenn ich nicht dabei bin!"

Ein andermal beklagte sich ein vornehmer Athener bei ihm, daß es erstaunlich kostbar sei in Athen zu leben, und rechnete ihm vor, wie teuer der Purpur, die feinen Weine und andere Kostbarkeiten seien. Sokrates ging mit ihm in verschiedene Läden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Mehl und Oliven, die in der Gegend von Athen sehr häufig wuchsen, kosteten sehr wenig. Dann fragte er in einem Laden, wo gewöhnlicher Zeug zur Kleidung um geringe Preise zu haben war. „Sieh, sagte er dann, ich finde es ganz wohlfeil in Athen."

Einer der Schüler des Sokrates, Antisthenes, wollte seinen Lehrer in der Gleichgültigkeit gegen äußere Güter noch übertreffen und ging, um Aufsehen zu erregen, in einem zerrissenen Mantel umher. „Freund, Freund, rief ihm Sokrates einst zu, durch die Löcher deines Mantels schimmert allerorten deine Eitelkeit hervor!"

4. Sokrates wollte gern einen Jüngling in Athen, Namens Xenophon, sich zum Schüler gewinnen. Eines Tages begegnete er ihm in einem engen Durchgange. Sokrates hielt den Stock vor; der schöne Jüngling blieb stehen. „Sage mir doch, fragte ihn Sokrates, wo man Mehl kauft!" „Auf dem Markte." „Und Öl?" „Eben da." „Aber wo geht man hin, um weise und gut zu werden?" Der Jüngling stutzte. „Folge mir, ich will es dir sagen," fuhr Sokrates fort. Und beide wurden unzertrennliche Freunde. — In einer Schlacht, wo Xenophon ermattet und verwundet vom Pferde geworfen wurde, trug ihn Sokrates auf seinen Schultern aus dem Getümmel. — Ein anderer Jüngling, Äschines, wünschte sehr ein Schüler des Sokrates zu werden, scheute sich aber ihm zu nahen, weil er sehr arm war. Sokrates, der seine Wünsche merkte, fragte ihn: „Warum scheust du dich vor mir?" „Weil ich nichts habe, was ich dir geben könnte." „Ei, erwiderte Sokrates, schätzest du dich selbst so gering? Giebst du mir nichts, wenn du dich selbst mir giebst?" Und der Jüngling wurde ein eifriger Schüler des Sokrates.

Der schon genannte Antisthenes ging täglich eine halbe Meile nach der Stadt, um Sokrates zu hören. Ja, ein anderer wißbegieriger Jüngling, Euklides, kam sehr oft von Megara, einer Stadt vier Meilen von Athen, um nur einen Tag den Umgang des Sokrates zu genießen. Und als die Athener aus Erbitterung gegen Megara die Verordnung machten, daß kein Megarenser bei

Lebensstrafe nach Athen kommen sollte, wagte es dennoch Euklides sehr oft, sich des Abends in Weiberkleidern auch mit Gefahr seines Lebens in die Stadt zu schleichen, um einen Tag bei Sokrates zu sein.

5. Indes suchten ihn seine Neider und Gegner lächerlich und verhaßt zu machen und klagten ihn endlich an, daß er die Götter des Vaterlandes nicht achte, und daß er die Jugend verderbe, indem er ihr gottlose Grundsätze einflöße. Sie klagten ihn an vor einem Gericht, das aus den gemeinsten Bürgern Athens bestand, die Sokrates nicht seinen Verdiensten gemäß kannten und zu achten wußten. Sokrates aber, ein Greis von siebzig Jahren, fand es seiner unwürdig, sich gegen solche Anklagen weitläufig zu verteidigen. Er berief sich kurz auf sein öffentliches Leben, versicherte, daß es seit dreißig Jahren sein einziges Bestreben gewesen sei, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen, und daß er zu dieser Beschäftigung einen göttlichen Beruf in sich fühle. Diese edle, ruhige Sprache erbitterte die Richter, die, wie es in Griechenland Sitte war, eine künstliche Verteidigungsrede mit Bitten und Thränen erwartet hatten. Sie schickten ihn also vorläufig ins Gefängnis. Hier brachte ihm einer seiner Freunde eine künstlich ausgearbeitete Rede und bat ihn sie auswendig zu lernen. Sokrates las sie und fand sie schön. „Aber, sagte er, brächtest du mir schöne, weiche und prächtige Socken, ich würde sie nicht tragen, weil ich es für unmännlich hielte.“ In der nächsten Versammlung wurden die Stimmen über ihn gesammelt, und durch die Überzahl von drei Stimmen ward er zum Tode verurteilt. Er hörte das Urteil mit der größten Ruhe, nahm Abschied von den Richtern, die für ihn gestimmt hatten, versicherte, daß er denjenigen, die ihn verurteilt hätten, gern verzeihe, und daß er sich freue, zu den Geistern der edlen Männer der Vorwelt hinüberzugehen. So kehrte er mit ruhiger Würde in das Gefängnis zurück. Seine Freunde indes, die von nun an täglich bei ihm waren, hatten Anstalten gemacht ihn zu erretten. Der Wärter war bestochen, die Thüre des Gefängnisses stand offen, Sokrates sollte entfliehen. Aber dieser wies den Vorschlag zurück; denn man müsse stets und überall den Gesetzen gehorchen; und beschämt und wehmütig verließen ihn die Getreuen.

6. An dem Tage, da er den Giftbecher trinken sollte, wa-

ren sie schon früh bei ihm. Auch seine Frau war da, mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme. Sie weinte und wehklagte und machte alle Anwesenden so weichherzig, daß Sokrates, um in seiner Ruhe zu bleiben, bat sie wegzuführen. „Ach, schluchzte einer der Freunde, wenn du nur nicht so ganz unschuldig stürbest!“ „Und wolltest du denn lieber, erwiderte Sokrates mit Lächeln, daß ich schuldig stürbe?“ Darauf leitete er ein ernsteres Gespräch ein, sprach über Leben und Tod und über seine Hoffnung, daß es mit dem Menschen nicht ganz aus sei, wenn er sterbe, sondern daß seine Seele unsterblich fortdaure. So unterredete er sich bis zum Abend. Drauf badete er sich, um, wie er sagte, den Weibern das lästige Geschäft zu ersparen, seinen Leichnam zu waschen. Der Becher mit dem Gifte ward gebracht. „Sage mir, fragte er den Diener, wie muß ich's machen?“ „Du mußt nach dem Trinken im Zimmer auf- und niedergehen, bis dich Müdigkeit überfällt. Dann legst du dich.“ Sokrates nahm den Becher, betete zu den Göttern: „Verleihet mir, daß mein Ausgang von hinnen glücklich sei!“ und trank mit ruhigem, unverändertem Angesicht. Die Freunde weinten laut um ihn her und rangen die Hände. „Still doch! sagte Sokrates; ich habe ja darum diesen Morgen die Weiber weggeschickt.“ Als das Gift zu wirken anfing, legte er sich gelassen nieder. „Freunde, sagte er matt, wir sind den Göttern einen Hahn schuldig; ich genese.“ Drauf hüllte er sich in seinen Mantel. Man fragte ihn, ob er noch etwas verlange; aber er antwortete nicht mehr.

Mit solcher ruhigen Gelassenheit und Würde starb der weise Sokrates im Frühlinge des Jahres 399 vor Christi Geburt. Seine Grundsätze und Lehren pflanzten sich fort von Mund zu Mund; mehrere schrieben sie nieder, und einige dieser Schriften haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten. In ihnen ist uns ein Schatz von Weisheit aufbewahrt, und sie zu lesen ist für denkende Männer eine äußerst anziehende und angenehme Beschäftigung.

126. Die Forelle.

Nach H. Wagner.

Die Forelle lebt im klaren Gebirgsbach; sie meidet den trüben Fluß und den schlammigen Teich. Aber in den kristallhellen Bächen, die in tausend kleinen Wasserfällen von den Bergen herabhüpfen,

treibt sie lustig ihr Wesen; sie springt mit den Wellen um die Wette, läßt sich von dem stürzenden Wasser zu Thale treiben und schnellt sich von Stufe zu Stufe, von Stein zu Stein wieder hinauf. — Im Frühjahr schlüpfen die jungen Forellen aus dem rötlichen Laich, den die alten Fische im November zwischen die Steine des Bachgrundes verborgen eingelegt haben, ohne sich weiter darum zu bekümmern. Es blieb der Sonne und dem Wasser überlassen, die Eier auszubrüten. Die winzig kleinen Fischchen müssen für sich selbst sorgen. Sie fangen Würmchen und kleine Wassertierchen. Bemerken sie einen größeren Fisch, eine Fischotter, einen Vogel, der ihnen Gefahr bringen könnte, so verstecken sie sich zwischen das Gestein oder unter das hohle Ufer und warten, bis alles wieder sicher ist. Wenn sie kräftiger werden, tummeln sie sich auch kecker und dreister im plätschernden Bache. Ihre Sprünge werden höher und kühner. Sie schnellen sich sogar ein tüchtiges Stück über das Wasser empor, um die Mücken und Fliegen zu fangen, welche über dem Bache tanzen. Bald ziehen sie aus den flachen, kleinen Wässerchen hinab nach den tieferen Stellen der Bäche. Dabei ändert sich auch ihre Farbe, je nach dem Ort, an welchem sie wohnen, und der Speise, welche sie zu sich nehmen. Die Forellen in den düster beschatteten Waldbächen sind dunkel gefärbt, fast schwarz, selten gefleckt; nur am Bauche haben sie mitunter einige braune Flecken. An lichteren Orten sind sie mit hellroten Punkten und Flecken besetzt, namentlich an den Seiten, und diese bunte Farbe steht ihnen allerliebst. Unter hundert Forellen finden sich kaum zwei, die völlige Übereinstimmung in der Farbe zeigen. Jede ist etwas anders gefärbt. Setzt der Fischer verschiedenfarbige Forellen in den Fischkasten und füttert sie am lichtlosen Ort eine Zeit lang, so werden sie samt und sonders schwärzlich.

Die alten Fische halten sich mehr einzeln und suchen sich schattige Verstecke unter überhängenden Uferrändern oder in hohlen Steinen. Dort lauern sie auf ihre Beute. Kommt ein Käfer, der ins Wasser gefallen ist, eine Fliege, ein Mückchen dahergeschwommen, so schießt die Forelle hervor und schnappt sie weg. Selbst kleine Fischchen sind vor ihr nicht sicher. Sie hat 3 Reihen scharfer Zähne und kann kleinere Fische mitten entzweibeißen. Die kleinen Forellen dagegen ziehen gemeinschaftlich zu 5—10 auf die Jagd aus. Besonders gute Beute machen sie bei einem Gewitterregen. Der Wind, die fallenden Tropfen, die übertretenden Wasser führen von allen Seiten Käferchen, Fliegen, Heuschrecken und andere Insekten herzu, die von

den Büschen und Kräutern abgeschüttelt in das Wasser gefallen sind oder von dem Ufer weg fortgespült wurden. Wo das Bett des Baches sich etwas erweitert, bilden sich Wirbel. Am äußern Bogen derselben werden diese Insekten zwischen Holzspänchen und Blättchen umhergetrieben und darum lauern hier die Forellen am liebsten auf ihre Beute. Die Stelle, welche eine Forellenschar sich ausgewählt hat, behält sie den ganzen Sommer hindurch. Hier kennen die Tiere jeden Stein und jedes Schlupfloch und wissen sich schnell zu flüchten, wenn ihnen Gefahr droht. Während der Nacht suchen die Fische die Mitte des Baches auf. Nur bei stärkerem Geräusch fliehen sie, ohne ihren Standort überhaupt zu verlassen. Während des Winters bergen sie sich im tieferen Wasser nahe am Ufer.

127. Der Kohlweißling und die Schlupfwespe.

Von A. Lüben.

Der Kohlweißling ist ein weißer Schmetterling, dessen Raupe auf dem Kohle lebt, und zwar oft in so großer Menge, daß kein Blatt unversehrt bleibt. Doch es ist dafür gesorgt, daß er sich nicht ins Grenzenlose vermehrt. Während die Raupe ganz ruhig auf dem Kohlblatte sitzt und sich's gut schmecken läßt, kommt eine Schlupfwespe, kaum so groß wie die kleinen, gelben Ameisen, herangeflogen, bohrt schnell ein feines Loch mit ihrem am Hinterleibe befindlichen Legestachel in den Körper der Raupe und legt ein Ei in dasselbe. Das wiederholt sie 20—30mal, ohne daß die wehrlose Raupe es auch nur im mindesten hindern kann. Nach wenigen Tagen entstehen aus diesen Eiern kleine, fußlose Maden, welche sich von dem Fettkörper der Raupe nähren, die edleren Teile des Tieres aber, von denen sein Leben abhängt, unberührt lassen. Haben diese bösen Gäste nach einigen Wochen ihre vollkommene Ausbildung erlangt, so durchbohren sie die Haut der Raupe, begeben sich auf einen Haufen, spinnen sich gelbliche, zu einem Ganzen verbundene Hülsen, verpuppen sich darin und gehen nach einer Ruhe von einigen Wochen als Schlupfwespen daraus hervor. Die Kohlraupe aber, welche die Tierchen beherbergt hat, stirbt, ohne sich zu verpuppen. Unter 20 erwachsenen Kohlraupen findet man sicher einige, in denen Schlupfwespen ihre Eier abgelegt haben.

128. Das Huhn.

Nach Masius.

Manchen Vogel hat der Mensch zum Haustier umgeschaffen. Einer der nützlichsten und treuesten, der ihn überall hin begleitet, ist das Huhn. Zwar was andere Vögel ziert, ihre Wanderzüge, der schöne Flug, der kunstreiche Gesang, der sinnige Nestbau, das alles gilt der Henne nichts. Schlicht wie ihre Tracht ist ihr ganzes Sein und Sinnen. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! ruft sie Söhnen und Töchtern zu, in deren Kreise sie grüßend auf- und abwandelt.

Mit dem ersten Morgenschein beginnen die Sorgen der Henne, und erst wenn die Sonne untergeht, sucht sie ihre Ruhestatt. Wie gackert sie wohlgefällig, wenn sie ein Ei gelegt hat! Wie läuft sie selbstzufrieden, wenn sie einen Regenwurm gefunden! Und nun gar, wenn sie junge Küchlein ausgebrütet hat! Dieses Trippeln und Suchen, dieses Scharren und Locken! Jedes Korn zerbeißt sie den Jungen und legt es ihnen mundgerecht vor das Schnäbelchen; alle versorgt sie, an sich selbst denkt sie zuletzt. Indem ihr suchendes Auge kein Würmchen übersieht, hat sie den schärfsten Blick für jede Gefahr, und mit ängstlicher Stimme ruft sie die zerstreuten Kleinen, wenn der Habicht in der Nähe droht. Die Jungen aber verstehen die Muttersprache wohl und laufen eiligst herbei. Alle verbirgt die Alte unter ihren ausgebreiteten Flügeln und macht diese zum sichern Schild und Gewölbe, an welches der Schnabel des Würgers vergeblich anprallt. Wie liebt sie das Entchen, das man sie ausbrüten ließ! Sie weiß nicht, daß es ein fremdes, untergeschobenes Kind ist. Sie führt es auf die Wiese, sucht ihm Samen, will es scharren lehren. Aber wehe! Dort rieselt ein Bach, und der gelbe, kleine Schwimmer watschelt fröhlich und neugierig dem befreundeten Elemente zu, unaufhaltsam, von unwiderstehlicher Lust getrieben. Schon spielt er in den Wellen. Wie erschrickt da die arme Mutter! Wie läuft sie am Ufer hin und her! Wie mahnt sie! Wie bittet sie! Wie schreit sie um Hilfe! Es ist ein rührender Zug treuer Hingebung, und man begreift, wie die Gluckhenne trotz ihres schlichten Wesens bei alten und neuen Völkern mit einem Munde gepriesen wird. Ein ernster Grieche stellte sie als Muster der Eltern- und Kindestreue auf, die Araber versetzten sie unter die Sterne, und Christus selbst hielt es nicht zu gering, seine Liebe zu den Menschen mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen.

129. Das Rotkehlchen.

Von H. Schacht.

Den Sommer hindurch bewohnt das Rotkehlchen am liebsten die dunkeln Nadelwälder; in den helleren Laubwaldungen behagt es ihm nur, wenn sie dichtes Unterholz haben; denn in diesem verbirgt es sich gerne. In die Kronen der Bäume steigt nur das Männchen, und zwar wenn es gilt, das Weibchen durch süße Lieder zu erfreuen; sonst treibt sich das Rotkehlchen mehr im Gebüsch umher, fliegt langsam von Zweig zu Zweig, setzt sich auf einen hervorragenden Ast und sieht sich nach Nahrung um. Gewahrt sein scharfes Auge ein am Boden dahinrennendes Käferchen, eine Spinne, eine Fliege, ein Würmchen, so schwingt es sich hastig hernieder, ergreift sein Opfer und verzehrt es eiligst, um dann wieder aufs neue auszulugen. Ein Raubtier, wenn es des Weges kommt, eine Katze, ein Fuchs, ein Wiesel, selbst ein Eichkätzchen wird mit lauten Angstrufen empfangen und oft weithin begleitet. Vor dem Menschen hat es keine Furcht; vor seinen Augen nimmt es die hingestreuten Leckerbissen auf. Wasser liebt es außerordentlich; deshalb erscheint es bei Tage mehreremale an den frischen und kühlen Quellen des Waldes, teils um seinen Durst zu löschen teils aber auch um ein tüchtiges Bad zu nehmen, wobei es sich oft so naß macht, daß man die schöne rote Brust nicht mehr zu erkennen vermag. Ist kein Wasser in der Nähe, so legt es sich in der Morgenfrühe in das betaute Gras, schlägt mit den Flügeln, schüttelt und rüttelt sich, bis das Gefieder ordentlich durchnäßt ist, und sucht sich dann ein geschütztes Plätzchen, um von den Strahlen der Sonne sein Gewand sich trocknen zu lassen.

Sobald im Nachsommer in den Gärten und Bauernhöfen die Beeren des roten und schwarzen Hollunders reifen, stellt sich unter den schmausenden Gästen auch das Rotkehlchen ein. Das Brutgeschäft im Walde ist vollendet; die zierlichen, anfangs gelb gesprenkelten Jungen haben bereits ihre rote Weste bekommen und sich von den Eltern entfernt; ja selbst diese haben sich getrennt und treiben sich einzeln umher, bis endlich zu Anfang Oktobers der Tag des Abschieds von der Heimat naht. An den hellen Herbstmorgen erklingen allenthalben an sonnigen, geschützten Orten bald leise, bald laut ihre süßen Abschiedslieder, bis in mondbeglänzten Nächten die Wanderer aufbrechen und dem warmen Süden zueilen. Einzelne freilich giebt es immer, die es nicht übers Herz bringen, der Heimat

Lebewohl zu sagen. Sie sind es, die, wenn der Schnee die Fluren und Waldungen unwirtlich macht, sogar bei den Menschen Einkehr suchen. Viele geraten dabei in Gefangenschaft. Bei richtiger Behandlung fühlen sie sich auch in dieser heimisch. Sogar in der dumpfen Stube des Landmannes kann man ihren Gesang hören. Sie fangen die überwinternden Fliegen weg und gewöhnen sich bald von allem zu kosten, was auf den Tisch kommt. Anfangs sind sie freilich ein wenig scheu, aber es währt nicht lange, da haben sie schon den Wald mit seinen Freuden vergessen und singen im Rosenstrauch am Fenster so lustig wie im rauschenden Grün des Fichtenhains. Nur darf man niemals zwei Männchen oder zwei Weibchen in einem Raume zusammenbringen, denn in dem fromm und zutraulich blickenden Rotkehlchen wohnt eine unverwüstliche Rauflust. Mit blinder Wut fallen sich die Kämpfer an und hacken sich mit den spitzigen Schnäbeln blutige Wunden, bis endlich einer unschädlich gemacht am Boden liegt.

Setzt man aber ein Rotkehlchen im Winter in Freiheit, so kehrt es, besonders wenn draußen Schnee liegt, gern wieder zurück in das traute Stübchen mit dem warmen Ofen und dem stets gedeckten Tische. Ein im Monat Februar freigelassenes Rotkehlchen erschien bis zum April regelmäßig täglich zu verschiedenenmalen im Hause seines Herrn, bis ihm draußen der Frühling Gaben bot, die der Mensch ihm nicht zu spenden vermag.

130. Deutsche Singvögel.

Von K. Ruß.

Kaum naht der Frühling, noch oft zurückgedrängt durch Schneeschauer und Nachtfröste, da schallt uns dennoch bereits aus den kahlen Zweigen eines Obstbaumes ein lieblicher Gruß entgegen. Der deutsche Edelfink ist es, dessen melodisches Schmettern uns zum ersten Frühgange einlädt. Wohl wetteifern bald mit ihm noch viele andere Sänger, die jubelnde Lerche hoch in des Äthers Blau, die Singdrossel im dunkeln Föhrenwipfel, das Rotkehlchen im Erlengebüsch; aber keiner von allen verkündet so munter und fleißig den ersten Frühling als der Edelfink.

Golden scheint die Frühlingssonne. Allenthalben erwacht die Natur, alle Blumen duften, überall ist Freude und Leben. Angelockt von der milden Luft des reinen Frühlingsmorgens wandern wir durch das lichte Vorholz und werden dort von den

fröhlichsten Sängern empfangen. Aus dem Dickicht erschallt das schwermütige Lied der Amsel (Schwarzdrossel), von einem hohen Stein herab der Goldammer anmutiger Sang, von den luftigen Zweigen die melodienreiche Stimme der Grasmücke, und aus den Gebüschen am Bach dringt die süße Klage der Nachtigall. —

Wiederum ist eine andere Zeit eingekehrt, der Sommer, welcher uns noch immer duftige Blüten spendet und doch bereits die ersten süßen Früchte reifen läßt. Das liebliche Vogelkonzert in der Natur naht sich dem Ende. Wenn die Königin der Blumen erblüht, verstummt das Lied der Sängerfürstin.

Über den reifenden Distelköpfen flattert der prächtig bunte Stieglitz. Zeigt der Sommer auch noch manchen schöneren Vogel mit glänzenderen Farben, wie den Pirol oder die Golddrossel, die Blauracke oder Mandelkrähe, so ist der Distelfink doch der bekannteste und beliebteste von allen und kann so der eigentliche Vogel des deutschen Sommers heißen. —

Herbststürme wirbeln das welke Laub vom Boden auf. Dann folgen wieder Tage sonnig und klar. In neuem Reize, wie mit einem bläulichen Schmelz überhaucht, erscheint uns die Landschaft, soweit unsere Blicke reichen, und in malerischen Windungen kreiseln die verfärbten Blätter von den Bäumen herab. Nur Abschiedsrufe und leise gehaltene Trauerklänge läßt die Vogelwelt vernehmen. Aus der Höhe rufen die Trompetentöne der Kraniche, Wildgänse und anderer großen Wandervögel, und im Gehölz um uns her lassen Drosseln ihr einsames „Zieht“, die Meisen und Goldhähnchen ihr Wispern vernehmen, das Rotkehlchen stößt seinen schwermütigen Lockruf aus.

Da belebt sich plötzlich das Gebüsch um uns her. Strichvögel sind es, denen der Herbst gehört, zumeist die allerliebsten Zeisige. Sie wiegen sich in den Erlenzweigen und streichen, schäkernd und einander neckend, immer geschäftig und emsig von Hain zu Hain, von Waldsaum zu Waldsaum. Sie sind gar nicht scheu. Dicht vor uns setzt sich einer auf einen schwankenden Zweig. Es ist ein schön grünes, gelb und schwarz gezeichnetes Zeisighähnchen, welches uns mit seinem kurzen Gesange aus nächster Nähe erfreut. Darum sind sie auch überall wohl bekannt und wohl gelitten, und zweifellos gebührt dem Zeisig das Recht, als der Vogel unseres deutschen Herbstes zu gelten. —

Tiefer Schnee deckt die Fluren; scharfer Nordost jagt dem Wan-

derer Schneekristalle ins Gesicht, welche wie Nadeln die Haut reizen. Alles Leben in der Natur scheint erstorben; nirgends ist ein Laut zu hören, nirgends eine Bewegung zu sehen. Endlich haben wir eine Waldecke erreicht. Sie bietet uns Schutz vor des Wetters Unbilden, und während wir erleichtert aufatmen, eröffnet sich unsern Blicken plötzlich ein überraschendes Bild.

Auf den Kieferzweigen, von deren dunklem Grün der weiße, in den Sonnenstrahlen erglänzende Schnee gar schön sich abhebt, wiegen sich seltsame Vögel. Es sind Kreuzschnäbel, jene Zigeuner der Vogelwelt, welche überall dort einkehren, wo es für sie reichlich Nahrung giebt. Der Samen der Nadelhölzer ist ihre Speise. Wo sie ihn finden, da sind sie daheim und lassen sich häuslich nieder, gleichviel, zu welcher Jahreszeit es auch sein möge. Wenn wir mit scharfem Auge und geübtem Blick uns umschauen, so werden wir vielleicht auf jener hohen Fichte gar des Nestes gewahr, in welchem das Weibchen brütet und Eier oder Junge vor des Wetters Graus und Ungemach beschützt. Mitten im Winter ein brütender Vogel! Mutet uns dies fast wie ein Wunder der Natur an, so werden wir um so weniger zaudern, in dem Kreuzschnabel den Vogel des deutschen Winters anzuerkennen.

131. Die Ziege.

Nach Brehm.

Die Ziege ist das verbreitetste Haustier. Sie findet sich auf der ganzen Erde, und wo ein Volk ist, das nur einigermaßen ein geregeltes Leben führt, da ist auch die Ziege. Sie verdankt diese Verbreitung ebensowohl dem Nutzen, den sie dem Menschen gewährt, als ihrer Fähigkeit, sich in alle Verhältnisse zu schicken. Am häufigsten findet man sie als freies Herdentier, welches bei Tage so ziemlich unbewacht seiner Weide nachgeht, und nur nachts unter Aufsicht des Menschen gehalten wird; manchmal aber, namentlich in den Hütten der Armen, wird sie auch einzeln oder in kleiner Anzahl im Stalle gehalten.

Eigentlich ist das Gebirge die Landschaft, für welche die Ziege geschaffen ist. Je steiler und wilder die Berge, je zerrissener die Felsen sind, desto wohler wird es der Ziege, und desto freudiger entwickeln sich ihre Anlagen und Fähigkeiten. Selten wird man daher eine Gebirgslandschaft durchwandern, ohne auf weidende Ziegenherden zu stoßen. Sie sind es, welche das ödeste Gefelse noch erklettern

und auch der wildesten Gegend noch den Reiz des Lebendigen verleihen. Immer sucht die Ziege die höchsten Punkte zu erklimmen. Wo ein Holz- oder Steinhaufen, eine Mauer, ein Felsenvorsprung, ein Gesimse oder sonst ein Absatz ist, alles, was über seine Umgebung hervorragt, sucht sie zu erreichen, bald in keckem Satze bald kunstvoll kletternd. Treppen hinaufzuspringen ist schon die Lust des kaum geborenen Böckleins. Schwindel kennt sie nicht, mit größter Sicherheit geht oder liegt sie hart am Rande der jähesten Abgründe, und wenn sie sich so weit verstiegen hat, daß sie den Rückweg nicht mehr findet, so rettet sie ein verwegener Sprung häufig über gähnende Schluchten weg. Des Schutzes durch Hirten bedarf die Ziegenherde kaum. Ja es giebt Alpen, auf denen man die Tiere ganz und gar sich selbst überläßt. Man treibt sie im Frühling in ein von Natur abgegrenztes, einsames oder abgelegenes Weidegebiet und sucht sie erst im Herbste wieder zusammen. Allerdings fehlt dann manchmal ein und das andere Haupt, aber die übrig gebliebenen Tiere sind um so besser gediehen. Das einzige, was der Eigentümer während der ganzen Zeit für sie thut, ist, daß er ihnen dann und wann, oft nur wöchentlich durch einen Knecht etwas Salz schickt, das sie nahe am Bergwasser auf einer wohlbekannten Steinplatte aufsuchen, oft auch zur bestimmten Zeit schon zum voraus erwarten. Da kommt es denn vor, daß sich eine solche über eine Hochalp zerstreute Herde sogar mit ihren Verwandten, den Gemsen, verbündet und wochenlang ein ungebundenes Freileben mit diesen führt. Solche von Jugend auf im Gebirge weidende Ziegen werden ihren wilden Verwandten immer ähnlicher, nicht nur hinsichtlich ihrer Gestalt, sondern auch in der Sicherheit und Kühnheit ihres Auftretens; sie klettern mit Gemsen und Steinböcken um die Wette und lernen die Höhen, ihre Freuden und Leiden, ihre Wirtlichkeit und Schrecken ebensogut kennen wie wilde Gebirgstiere. Mit ungemeinem Geschick und mit bewunderungswürdiger Gewandtheit weichen sie jeder Gefahr, die ihnen Schaden bringen könnte, aus. Sobald sie zum Beispiel das Getöse eines fallenden Rollsteins vernehmen, fahren sie alle zugleich in eiliger Hast aus behaglicher Ruhe auf und entrinnen mit unfehlbarer Sicherheit der daherbrausenden Steinlawine.

Je weniger aber die Herde des Schutzes durch Menschenhand bedarf, desto einförmiger gestaltet sich das Leben des Hirten; je mehr die Ziegen gedeihen, desto mehr verkümmert er. Darum führt

unter allen Hirtenknaben der Geißbube das ärmlichste Leben. Im Frühling zieht er mit einer bestimmten Anzahl von Tieren ins Gebirge, ohne Strümpfe und Schuhe, ohne Weste und Rock. Mit ärmlichen Fetzen angethan, mit einem langen Stecken, einem Salztäschchen und einem Wetterhute ausgestattet, mit etwas schwarzem Brot und magerem Käse versehen zieht er hinauf auf die höchste Alm. Warme Nahrung giebt es für ihn nun monatelang nicht mehr. Von Zeit zu Zeit kommt ein anderer Junge aus dem Thal, um den ärmlichen und einförmigen Speisevorrat zu erneuern. Wochenlang nagt dann der arme Tropf an dem vor Schimmel immer weißer werdenden Brote und dem ausgetrockneten, steinharten Käse. Ohne Herd, ohne Bett, oftmals ohne Feuer kauert der Junge Nacht für Nacht in einer feuchten Höhle, die ihm auch bei Sturm und Wetter den einzigen Schutz gewährt, und aus der er nur hervorkriecht, um seine Tiere zu überblicken und Salz zu streuen oder ihnen sonst ein Zeichen zu geben. Sehr oft steht ihm nicht einmal Milch zu Gebot. Denn es sind nicht selten milchlose Herden, die man seiner Hut anvertraut. Auf möglichst wohlfeile Weise sollen sie übersommert werden.

Die Ziege hat eine natürliche Zuneigung zum Menschen. Sie ist ehrgeizig und für Liebkosungen im höchsten Grade empfänglich. Im Hochgebirge begleitet sie nicht selten einen Wanderer bettelnd und sich an ihn schmiegend mehrere Kilometer weit. Denjenigen, welcher ihr nur einmal etwas reichte, vergißt sie nicht und begrüßt ihn freudig, sobald er sich wieder zeigt. Sogar Eifersucht ist ihr nicht fremd. Sie stößt auf eine andere Ziege zu, wenn sie glaubt, daß diese von ihrem Herrn bevorzugt werde.

Zu diesem lebhaften Charakter paßt genau eine zweite ebenso bekannte und in die Augen fallende Eigenschaft. Die Ziege ist in hohem Grade naschhaft. Sie liebt die Abwechslung im Futter fast mehr als das Futter selbst. Von 576 deutschen Pflanzenarten soll sie nach angestellter Beobachtung 449 kosten. Ihr unstätes Wesen und ihre Launenhaftigkeit zeigt sich deutlich beim Äsen. Sie hascht beständig nach neuem Genusse, pflückt bald da bald dort, immer nur wenig, untersucht und kostet von diesem und jenem Kraut. Ja sie ist so lecker, daß sie nicht einmal beim Besten sich lange aufhält. Besonders auf das Laub der Bäume hat sie es abgesehen und richtet deshalb in Schonungen manchmal bedeutenden Schaden an. Merkwürdigerweise erträgt sie einzelne

Pflanzen, welche andern Tieren sehr schädlich sind, ohne den geringsten Nachteil, so Wolfsmilch, Schöllkraut, Seidelbast und Eberwurz, den scharfen Mauerpfeffer, Huflattich, Melisse, Salbei, Schierling, Hundspetersilie. Ja gelegentlich greift sie sogar lüstern schnuppernd nach Tabak oder einem am Wege liegenden Cigarrenstummel. Dagegen sind Eibe und Fingerhut für sie Gift; Flohkraut und Spindelbaum bekommen ihr wenigstens schlecht. Aber junge Blätter und Blüten von Hülsenpflanzen, von Kohl und Rüben und die Knospenblätter sämtlicher Bäume und Sträucher haben für sie einen verführerischen Reiz. Pflanzen, welche auf trockener, sonniger Höhe wachsen, sind ihr am gedeihlichsten. Auf frisch gedüngten Wiesen nehmen die Ziegen kein Futter zu sich, es ekelt ihnen am Geruche, was um so auffallender ist, als sie selbst, namentlich der Bock, stark ausdünsten.

Von der Ziege werden manche Geschichten erzählt. Alle thun dar, daß sie ein höchst neugieriges, munteres, launiges, neckisches, bis ins Alter hinein zu Mutwillen und Kurzweil aufgelegtes Tier ist, an dem jedermann seine Freude haben muß. Nur eines von den vielen Stückchen soll hier erzählt werden. Mitten in der Alpenwelt, auf der hohen Grimsel, unweit des Wirtshauses, hatte sich ein reisender Engländer mit einem Buche auf einem Baumstamm niedergelassen und war über dem Lesen eingenickt. Das bemerkte ein in der Nähe herumstreichender Ziegenbock. Neugierig nähert er sich, hält die nickende Kopfbewegung für eine an ihn gerichtete Herausforderung, nimmt, da der Engländer wieder den Kopf senkt, Fechterstellung, mißt die Entfernung und rennt mit gewaltigem Hörnerstoß gegen das Haupt des Schläfers. Vom sicheren Stoß getroffen sinkt der Engländer über den Baumstamm hintenüber auf den Rücken und streckt zappelnd die Füße in die Höhe. Der Bock aber, erstaunt über das, was er angestellt hat, steigt voll Neugier mit einem Vorderfuße auf den Stamm und sieht meckernd nach dem zappelnden und scheltenden Opfer seines Mutwillens.

Auch gelehrig sind die Böcke. Insbesondere kann man sie zum Ziehen von kleinen Wagen abrichten. Sie lassen sich nicht ungern einspannen, wie schon die alten Deutschen wußten. Denn von dem Gotte Donar erzählt die Sage, daß er sich, wenn er Umschau halten wolle über die Länder der Erde, in einem von zwei Böcken gezogenen Wagen am Himmel dahinführen lasse. Auch heute noch kann man es da und dort sehen, daß sich Schulknaben von einem Paar einge-

fahrener Ziegenböcke in lustigem Spiel und munterer Fahrt durch die Straßen ziehen lassen. Die Tiere thun das gerne und lange. Nur dürfen sie dabei nicht gequält oder unnötig geneckt werden, sonst werden sie störrisch, und es könnte die Strafe für einen unbedachten Scherz gar leicht auf dem Fuße folgen, wenn der Wagen samt den Insassen von ihnen umgeworfen wird.

Der Nutzen, den die Ziegen gewähren, ist groß und vielseitig. In manchen Gegenden ist die Geiß die letzte Freundin, die Versorgerin des Armen in bitterer Not. Sie liefert gute Milch und macht, da sie während des Sommers leicht an öffentlichen Plätzen auf die Weide getrieben werden kann, wenig Unterhaltungskosten. Wird die Milch in größerer Menge gewonnen, so kann aus ihr ein trefflicher Käse bereitet werden. Ziegenkäse wird schon bei Homer genannt und war von jeher in Griechenland sehr geschätzt. Auch das Fleisch der Ziege, besonders der jungen, gilt bei vielen Völkern trotz seines Geruches als wohlschmeckend, wie schon aus manchen Stellen des Alten Testaments hervorgeht. Die ältesten schriftlichen Denkmäler der ägyptischen Geschichte aber sind alle auf Ziegenhäute geschrieben, und erst der Papyrus hat den Gebrauch des Pergaments verdrängt. Das Fell wird zu Saffian, seltener mehr zu Pergament verarbeitet. Aus den Fellen der Böcke wird ein zu Beinkleidern und starken Handschuhen trefflich geeignetes Leder gewonnen. Auch die Hörner lassen sich von dem Drechsler zu mancherlei Geräten verarbeiten. Die Haare sind bei den verschiedenen Arten sehr verschieden. Es giebt Ziegen, die ein ungemein langes Vlies mit seidenartig feinen Wollhaaren tragen, z. B. die Angoraziege und die Kaschmirziege, welche um dieser Vorzüge willen außerordentlich hochgeschätzt und in neuerer Zeit deshalb auch in Europa gezüchtet werden. Andere dagegen zeigen nur an einzelnen Stellen des Fells üppigere Haarwucherungen, namentlich am Hals oder am Unterkiefer. Man sagt von solchen Ziegen, sie haben einen Bart. Auch in der Ausbildung der Hörner sind die Ziegen sowohl nach Art als Geschlecht sehr verschieden. Meist hat der Bock stärkere Hörner als das weibliche Tier. Bei einzelnen Arten erreichen die Hörner eine ganz außerordentliche Größe und Schwere; bei andern dagegen bleiben sie kurz und klein. Bald sind sie gewunden bald bloß gebogen. Ja manchmal schrumpfen sie völlig zusammen, verkleinern sich bis zum Stummelhaften, und so kann es kommen, daß an der Stelle der Hörner nur noch Beulen am Kopfe der Ziege zu bemerken sind. So verschieden aber auch

die Ziegen in Einzelheiten und in den mehr äußeren und zufälligen Eigenschaften sein mögen, die Grundlage ihres Charakters ist überall dieselbe, und nirgends verleugnet der Bock seine lebhafte Natur und seine gewinnenden Sitten.

132. Die Hunde auf dem St. Bernhard.

Nach Tschudi.

Durch ganz Europa verbreitet ist der Ruhm der Bernhardinerhunde. Es sind große, langhaarige, äußerst starke Doggen mit kurzer, breiter Schnauze und langem Behange, von vorzüglichem Scharfsinn und außerordentlicher Treue. Die Heimat dieser edlen Tiere ist das Hospiz des St. Bernhard, 2400 m über dem Meeresspiegel, auf jenem hohen Gebirgssattel gelegen, wo hart am ewigen Schnee ein 8—9 monatlicher Winter herrscht, wo auch in den heißesten Sommermonaten jeden Morgen und Abend das Wasser gefriert, und wo im ganzen Jahr kaum zehn Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel vorkommen. Dort fallen bloß im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen gewöhnlich trockene, kleine Eiskristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Thürritze oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospizes, zu 7—10 m hohen, lockeren Schneewänden auf, die alle Pfade und Schlünde bedecken und beim geringsten Anstoß als Lawine in die Tiefe stürzen.

Die Reise über diesen alten Bergpaß, den schon Augustus zu einer Heerstraße machte und Kaiser Constantinus mit Meilensteinen besetzte, den die Römer und Deutschen so oft überstiegen, ist nur im Sommer bei klarem Himmel ganz gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte vom Schnee verhüllt sind, dem fremden Wanderer ebenso mühselig als gefahrdrohend. Kein Jahr vergeht, in dem der Berg nicht seine Opfer verlangt. Sie pflegen in einem besondern Raume des Klosters ausgestellt zu werden. Bald fällt der Wanderer in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildnis vor Ermüdung und Hunger umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht mehr aufwacht.

Ohne die echt christliche und aufopferungsvolle Thätigkeit der Mönche wäre der St. Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Mo-

nate des Jahrs gangbar. Seit dem 8. Jahrhundert widmen sich jene edlen Männer der Pflege und Rettung der Reisenden; die Bewirtung derselben kostet jährlich 40000 Mark und geschieht unentgeltlich. Die festen, steinernen Gebäude, in denen das Feuer des Herdes nie erlischt, können im Notfall ein paar hundert Menschen beherbergen; ebenso ansehnlich sind auch die Speisevorräte des Klosters.

Das eigentümlichste ist aber der ununterbrochene Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichen Stellen des Passes, einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf ins Hospiz, ein anderer hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht, und eine Anzahl von Mönchen schließt sich den Suchenden an, die von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren, wie auch mit Erfrischungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unermüdlich verfolgt. Stets ertönen die Signale; die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte abgerichtet und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Wege und Schluchten des Gebirges. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Weg pfeilschnell ins Kloster, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen sicher zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie mit der feinsten Witterung, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn dies der Fall ist, so machen sie sich sofort daran, den Verschütteten frei zu scharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft sehr zu statten kommen. Gelingt ihnen die Befreiung nicht, so holen sie im Hospiz Hilfe.

Gewöhnlich führen sie am Hals ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Zahl der durch diese klugen Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Jahrbüchern des Hospizes gewissenhaft eingetragen.

Der berühmteste Hund dieser Rasse war Barry, das unermüdlich thätige und treue Tier, das mehr als 40 Menschen das Leben gerettet hat. Sein Eifer war außerordentlich. Kündeten sich auch nur aus der Ferne Schneegestöber und Nebel an, so hielt ihn nichts im Kloster zurück. Rastlos suchend und bellend durchforschte er immer von neuem die gefahrvollsten Gegenden. Seine schönste That während des zwölfjährigen Dienstes auf dem Hospiz wird folgenderweise be-

richtet: Barry fand einst in einer eisigen Grotte ein halberstarrtes, verirrtes Kind, das schon dem zum Tode führenden Schlafe unterlegen war. Sogleich leckte und wärmte er es mit der Zunge, bis es erwachte; dann wußte er es durch Liebkosung zu bewegen, daß es sich auf seinen Rücken setzte und an seinem Halse festhielt. So kam er mit seiner Bürde triumphierend ins Kloster zurück. Barry ist ausgestopft worden und im Museum zu Bern aufgestellt.

Anhang.

133. Sprichwörter und kleine Rätsel.

a. Sprichwörter.

1. Wer A sagt, muß auch B sagen.
2. Aller Anfang ist schwer.
3. Müßiggang ist aller Laster Anfang.
4. Morgenstund' hat Gold im Mund.
5. Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'.
6. Stille Wasser sind tief.
7. Wer Pech angreift, besudelt sich.
8. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
9. Gut Ding braucht lang' Weil'.
10. Viele Köche versalzen den Brei.
11. Wer nicht vorwärts kommt, kommt zurück.
12. Jeder ist seines Glückes Schmied.
13. Ein Mann, ein Wort.
14. Kommt Zeit, kommt Rat.
15. Gleich und gleich gesellt sich gern.
16. Wie gewonnen, so zerronnen.
17. Allzuviel ist ungesund.
18. Träume sind Schäume.
19. Thue recht und scheue niemand!
20. Untreue schlägt den eigenen Herrn.
21. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
22. Der Siege herrlichster ist das Vergeben.
23. Borgen macht Sorgen.
24. Ein kleines Loch versenkt ein großes Schiff.
25. Trägheit geht langsam voran und Armut geschwind hintendrein.

26. Dem Fleißigen schaut der Hunger wohl ins Fenster, kommt aber nicht ins Haus.
27. Übung macht den Meister.
28. Eine Hand wäscht die andere.
29. Heute Freud', morgen Leid,
Das ist der Welt Unstätigkeit.
30. Wie man zu Walde schreit,
Dasselb' er wieder geit.
31. Der Hunger ist der beste Koch,
Der je ward oder wird noch.
32. Ein Weißling ist besser auf dem Tisch
Als in dem Wasser ein großer Fisch.
33. Ein treuer Freund, ein blankes Schwert,
Das ist in Nöten Goldes wert.
34. Genug ist besser als zuviel,
Wenn man es recht verstehen will.

(29 bis 34 aus Freidanks Bescheidenheit.)

b. Kleine Rätsel.

Von Güll.

1. Welche Uhr hat keine Räder,
Welcher Schuh ist nicht von Leder,
Welcher Stock hat keine Zwinge,
Welche Schere keine Klinge?

2. Welches Faß hat keinen Reif,
Welches Pferd hat keinen Schweif,
Welches Häuschen hat kein Dach,
Welche Mühle keinen Bach?

3. Welcher Hahn hat keinen Kamm,
Welcher Fluß hat keinen Damm,
Welcher Bock hat keine Haut,
Welches Glöcklein keinen Laut?

4. Welcher Kamm ist nicht von Bein,
Welche Wand ist nicht von Stein,
Welche Kuh hat gar kein Horn,
Welche Rose keinen Dorn?

5. Welcher Busch hat keinen Zweig,
Welcher König hat kein Reich,
Welcher Mann hat kein Gehör,
Welcher Schütze kein Gewehr?

6. Welcher Schlüssel sperrt kein Schloß,
Welchen Karren zieht kein Roß,
Welches Futter frißt kein Gaul,
Welche Katze hat kein Maul?

7. Welcher Bauer pflügt kein Feld,
Welcher Spieler verliert kein Geld,
Welcher Knecht hat keinen Lohn,
Welcher Baum hat keine Kron'?

8. Welcher Fuß hat keine Zeh',
Welcher Streich thut keinem weh,
Welcher Wurf und Stoß und Schlag?
Rat nun, wer da kann und mag!

c. Rätselsprüche.

1. Gott sieht es nie, der Kaiser selten,
Doch jeden Tag der Bauer Velten.

2. Geschlagen und getreten singt es fromm,
Getragen und gedreht nur dideldum.

3. Mit a bin ich im Schiff, mit o im Faß,
Mit i vor'm Bauernhaus. Was ist nun das?

4. Vier Jahr' bleib' ich aus,
Dann komm' ich nach Haus
Und zeige mich wieder
Im Kreis meiner Brüder.

5. Ich weiß ein kleines, weißes Haus,
Hat keine Fenster, keine Thore;
Und will der kleine Wirt heraus,
So muß er erst die Wand durchbohren.

6. Es tritt mich manche Stunde
Des Müßiggängers Fuß;
Und doch heil' ich die Wunde
Von Stoß und Hieb und Schuß.

7. Auf vieren geht es früh,
Am Mittag geht's auf zweien,
Und wenn der Abend kommt,
Behilft es sich mit dreien.

8. Korn wird mit ihnen rein gemacht,
Und eines giebt mit ihnen acht;
Doch wer mit ihnen Wasser schöpft,
Der hat Erstaunliches vollbracht.

9. Der Kaufmann liebt es groß
Und giebt sich Mühe drum;
Wir treten damit bloß
In Staub und Schmutz herum.

10. Nur Kopf und Schwanz auf dem Papier,
Bin ich von ganz besondrem Wesen;
Doch viel Vergnügen schaff' ich dir,
Kannst du mich mit den Fingern lesen.

11. Er ist ein Geier,
Sie eine Feier,
Und noch ein r,
So wird's ein Weiher.

Inhalts-Verzeichnis

zum ersten Bande.

A. Poetisches.

B. Prosaisches.

Deutsches Lesebuch für die Latein- und Real-Schulen Württembergs

Bd.: 1

1896